Sonntag, den 19. Januar 1930

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 30 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 18. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit" beigegeben. Abonnementspreis: monatlich mit Zustelung ins Haus und durch die Post Zl. 5.—, wöchentlich Zl. 1.25; Ausland: monatlich Zl. 8.—, jährlich Zl 96.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 35 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Petrikauer 109 Telephon 136-90. Postscheckkonto 63.508 Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30—3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

8. Jahrg.

Deutsch-polnische Zusammenarbeit

Unterredung mit Zaleski.

Das „Berliner Tageblatt" bringt folgende Unterredung Willy Ruppels mit Außenminister Zaleski in Genf: „In dem Augenblick, da die deutschen und die polnischen Vertreter hier Besprechungen geführt haben, die in wesentlichen Punkten eine Angleichung der Meinungen herbeigeführt oder sie wenigstens vorbereitet haben, schien es von Wichtigkeit, von dem polnischen Außenminister eine Darlegung seiner Auffassung vom gegenwärtigen Stand und von der möglichen Entwicklung der Beziehungen beider Länder zu erbitten Herr Zaleski hatte die Freundlichkeit, mir gestern vor seiner Abreise zu diesem Zweck eine Unterredung zu gewähren. Minister Zaleski führte folgendes aus: „Sie fragen mich, welches der Charakter der polnisch-deutschen Beziehungen sei. Ihr hervorstechendster Zug ist ihre Mannigfaltigkeit und die daraus entspringenden Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sind sehr uneinheitlicher Natur. **Man muß die Spuren der Vergangenheit liquidieren und mühsam den Weg künftigen Nebeneinanderlebens und künftiger Zusammenarbeit auf dem internationalen Gebiet bahnen.** Unter den Schwierigkeiten spielen die psychologischen Hindernisse eine Rolle, die, was übrigens leicht zu begreifen ist, in der öffentlichen Meinung beider Länder bestehen. Ich hoffe, daß diese Hindernisse von selbst verschwinden werden, sobald wir eine Menge praktischer Fragen geregelt und die Probleme des täglichen Lebens in Angriff genommen haben. Ich bin politischer Realist und deshalb erkläre ich Ihnen ganz offen: Angesichts der gegebenen Tatsache des Nebeneinanderlebens und der Nachbarschaft unserer beiden Staaten und unserer beiden nationalen, politischen und wirtschaftlichen Organismen ist unsere dringliche Aufgabe, die Folgerungen daraus zu ziehen **und uns nicht durch den Einfluß sicherlich verständlicher und oftmals höchst achtbarer Gefühle von unserem klaren und geraden Wege ablenken lassen.** Im politischen Leben ist es", so fuhr der Minister fort, „selten jemand beschieden, auf einen Schlag große Dinge zu vollbringen, und die großen politischen Vorgänge und Verwirklichungen setzen sich aus scheinbar kleinen Handlungen zusammen. Die Männer, die die Verantwortung hierfür tragen, ernten nicht so sehr Lob, als daß sie sich um die Sache selbst verdient machen. Ich gehöre zu diesen Männern und bemühe mich, an einer ganzen Reihe undankbarer und dennoch nützlicher Arbeiten mitzuwirken. Der von uns am 31. Oktober vorigen Jahres unterzeichnete finanzielle Ausgleich gehörte zu dieser Art von Arbeiten. Es war das Ergebnis langer und eingehender Verhandlungen und konnte natürlicherweise nur in einem Kompromiß bestehen. Als solches ist er von beiden Seiten lebhaft kritisiert worden, von denjenigen Kreisen, die jeden Versuch einer Normalisierung unserer Beziehungen ungern sehen, sowie von denjenigen Elementen, die der Meinung sind, daß jeder Schritt ihrer Regierung auf internationalem Gebiet die volle Verwirklichung der Wünsche und Forderungen ihrer Nation bringen müsse. Die Diplomatie wäre eine leichte, angenehme Tätigkeit, wenn ihre Bemühungen zu restlosen Erfolgen führten. Leider ist das nicht der Fall. Die internationale Zusammenarbeit besteht darin, Wünsche und Interessen in Einklang zu bringen. Dies muß zu Kompromissen führen. Das in unserem Finanzausgleich verwirklichte Kompromiß ist nach meiner Auffassung umso wichtiger, als es eine Serie komplizierter rPobleme und Schwierigkeiten regelt, die die Quelle steter Konflikte und Erregungen bildeten. Diese ständigen Reibereien, begleitet von Angriffen, Vorwürfen und Anklagen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern führen zur Vergiftung der Beziehungen und zu hoffnungslosen Situationen, ohne daß irgendjemand den geringsten Nutzen davon hätte. Ich will die Bedeutung des unterzeichneten Finanzausgleichs nicht übertreiben. Es scheint mir indessen, daß er einen großen Schritt auf dem Wege zur Liquidation der Schwierigkeiten und Unbilden der Vergangenheit bedeutet." Der Minister wandte sich sodann der

Frage des deutsch-polnischen Handelsvertrages

zu und erklärte: „Da diese Angelegenheit noch nicht endgültig geregelt ist, möchte ich mich zunächst noch zurückhaltend äußern und nicht voreilig einen übergroßen Optimismus zum Ausdruck bringen. Aber soweit ich unterrichtet bin, werden wir sehr bald wissen, ob wir in dieser komplizierten Angelegenheit eine Verständigung irgendwelcher Art erreicht haben oder ob wir sie noch bis auf weiteres verschieben müssen. Ich hoffe aber, daß das erstere der Fall sein wird. Ich möchte mich nicht weiter über die wirtschaftliche Tragweite des Abschlusses des Handelsabkommens äußern. Ich versichere Sie aber, daß es über seine unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung hinaus einen großen Einfluß auf die Politik beider Länder ausüben wird. Wenn die Grenzen sich endgültig einem normalen Warenaustausch öffnen, wenn Industrie und Landwirtschaft beider Länder Absatzmöglichkeiten im Nachbarlande finden, wenn sich für Transportwesen und Handel eine Zusammenarbeit ergibt, dann werden die beteiligten Kreise genötigt sein, miteinander in Berührung zu treten und einander gründlich kennenzulernen. Ich halte dies für sehr wichtig, namentlich auch, soweit es sich darum handelt, daß man in Deutschland Polen kennenlernt, was nach meiner Ansicht, wenn ich offen sprechen soll, noch lange nicht genügend der Fall ist. Man muß sich in Deutschland ein sicheres Urteil darüber bilden, was das heutige Polen ist, und welches die Wege seiner Entwicklung und seine Zukunftsmöglichkeiten sind. Wir können uns nicht auf unsere Illusionen stützen, selbst wenn sie uns eine gewisse Befriedigung bereiten. Ich spreche als Verteidiger einer realen Auffassung der Dinge als der wichtigsten Grundlage der politischen Arbeit, und soweit ich die Auffassungen in Deutschland kenne, glaube ich, daß man mir dort hierin beipflichtet. Aus dieser Einstellung heraus habe ich mich auch, obwohl wir uns in Genf im Zentrum großer internationaler Ideale begegnen, jeder Erwähnung dieser Ideale in unserem Gespräch enthalten."

Die Deutschen Polens und die Verfassungsrevision

Der Kampf um die Revision der polnischen Staatsverfassung hat auf der ganzen Linie eingesetzt. Während er bisher größtenteils nur als Pressekampf sowie in den Versammlungen geführt wurde, ist er jetzt einer der Hauptpunkte der Parlamentsdebatten geworden. Die Stätte dieses Kampfes ist vorderhand die Verfassungskommission, deren Aufgabe es ist, die ihr überwiesenen Entwürfe in allen Einzelheiten durchzuarbeiten. Es stehen sich bekanntlich zwei Entwürfe diametral gegenüber: der Enwurf des Regierungsblocks sowie die Aenderungen der demokratischen Linken. Die dritte größere Gruppe innerhalb des polnischen Volkes, die Nationaldemokratie, hat es zu einem eigenen Entwurf nicht bringen können, da sie im Parlament zu schwach vertreten ist; sie hat jedoch der Verfassungskommission ihre eigenen Thesen zur Verfassungsreform vorgelegt und vertritt ihre Anschauungen durch Verbesserungsanträge zu den bestehenden Entwürfen.

Es handelt sich um Fragen von allererster Wichtigkeit, die den Beratungsgegenstand der Verfassungskommission für lange Zeit bilden werden. Der Aenderung sollen nicht Einzelbestimmungen der Verfassung unterliegen, sondern die ganze innere Einrichtung des polnischen Staates. In den eingebrachten Verfassungsentwürfen spiegelt sich das gewaltige Ringen der Klassen und Volksschichten um die Macht und den Einfluß im Staate wieder. Nicht um leere Rechtsformeln geht der Streit, sondern um die große Frage, ob der polnische Staat ein Volksstaat sein soll oder ob er zum Machtinstrument einer verhältnismäßig kleinen Schicht der Besitzenden werden soll. In den bevorstehenden Kämpfen soll die Entscheidung gefällt werden, ob der polnische Staat demokratisch regiert werden oder aber durch all zu starke Erweiterung der Macht des Staatspräsidenten einen autokratischen Charakter annehmen soll.

Es ist verständlich, wenn der Kampf um so wichtige Probleme das polnische Volk aufrüttelt und die einzelnen Gruppen desselben zu dieser oder jener Stellungnahme zwingt. Bedeutet nun aber dieser Verfassungskampf auch für uns Deutsche in Polen und speziell für die deutschen Werktätigen eine solche Lebensfrage? Sind die Entscheidungen, um die jetzt so heiß gestritten wird, für unser Leben und für die Möglichkeit unsrer nationalen Entwicklung ebenso einschneidend, daß sie unsere aktive Mitwirkung erfordern? Haben wir ein Recht, uns als Minderheit in den Kampf um die polnische Staatsverfassung, um die innere Gestaltung des polnischen Staates einzumischen?

Diese Fragen werden nicht von allen Gruppen der deutschen Minderheit in Polen einheitlich beantwortet. Der bürgerlich-deutsche Klub im Sejm hat durch seine Sprecher mehrfach erklären lassen, daß er sich bei diesen Entscheidungen eine Reserve auferlegen will, daß er es dem polnischen Volke überlassen will, die Form seines Staates nach seinem Gutdünken zu gestalten. Der bürgerlich-deutsche Klub ist der Ansicht, daß das Problem der Staatsform nur für das Staatsvolk d. h. für die polnische Bevölkerung von Bedeutung ist. Er hat daher auch logischerweise erklärt, daß er sich jeglicher Kritik über das gegenwärtige Regierungssystem, über das Verhältnis zwischen ausführender und gesetzgebender Gewalt, wie es sich nach dem Mai 1926 herausgebildet hat, enthalte. Eine solche passive Stellungnahme der bürgerlich-deutschen Abgeordneten zu den wichtigsten Staatsproblemen widerspricht unserer Auffassung. Wir haben seit jeher den Standpunkt verurteilt, daß der polnische Staat nur die politische Organisation des polnischen Volkes sei, in der wir als geduldete oder vorübergehende Gäste betrachtet werden. Wir betrachten den polnischen Staat als Nationalitätenstaat und alle seine Nationalitäten als gleichberechtigte Teile dieses Staates. Der Staat ist das gemeinsame Wohnhaus aller dieser Nationalitäten und alle müssen sie daher das Recht haben, an dem Ausbau desselben mitzuwirken. Den Angehörigen der Minderheiten werden als Staatsbürger dieselben Pflichten auferlegt wie den Bürgern polnischer Nationalität: wir wollen daher auch auf keines der staatsbürgerlichen Rechte verzichten, auch nicht

Deutsch-polnische Wirtschaftsverhandlungen.

Warschau, 18. Januar. Wie von zuverlässiger Seite verlautet, haben die am Freitag in Warschau wieder aufgenommenen deutsch-polnischen Getreideverhandlungen vorläufig zu keiner Einigung geführt. Von deutscher Seite ist der Vorschlag gemacht worden, eine gemeinsame Roggenverkaufsorganisation zu schaffen. Während der Uebergangszeit ist man bereit, den polnischen Roggen zu einem Preise abzunehmen, der über dem augenblicklichen Ausfuhrpreis liegt. Der polnischen Abordnung erscheint dieser Preis, auf dem sich die Abmachungen gründen sollen, zu niedrig. Die Verhandlungen werden anfangs nächster Woche fortgesetzt.

Schnüffelei.

Was sich der „Kurjer Czerwony" leistet.

Der „Kurjer Czerwony" brachte die Nachricht, daß der wegen des Telephonspionageskandals in Warschau verhaftete Mitarbeiter der „Agencja Wschodnia" Seinfeld sehr oft in Gesellschaft des Warschauer Berichterstatters des „Berliner Tageblatts" Dubrowitsch gesehen worden sei. Im Zusammenhang mit dieser Mitteilung behauptet der „Kurjer Czerwony" in aller Form, daß Dubrowitsch sich mit Spionage beschäftige.

Der durch diese Behauptung betroffeneBerichterstatter Dubrowitsch wandte sich daraufhin mit einer Beschwerde an den Klub deutscher Berichterstatter in Polen mit dem Ersuchen um ehrengerichtliche Intervention.

Der Fall Dubrowitsch hat in allen Kreisen Warschaus großes Aufsehen erregt.

auf das Recht der Mitbestimmung über die Verfassung des Staates.

In dem Kampf um die Verfassungsrevision dürfen wir also nicht abseits stehen. Gerade der Kampf, der gegenwärtig entbrannt ist, erfordert unsere aktive Teilnahme, da der Entwurf des Regierungsblocks sowie die Absichten der Nationaldemokraten eine Gefahr für die Minderheiten bilden. Eine Stärkung der Macht des Staatspräsidenten, verbunden mit einer weitgehenden Schmälerung der Rechte des Parlaments bedeutet nicht nur den Versuch, den Einfluß des polnischen arbeitenden Volkes zu verringern, sondern in erster Linie die Ausschaltung der Minderheiten von der Mitbestimmung über die Staatsgeschicke. Wenn wir als Minderheit zu wählen haben zwischen der parlamentarisch-demokratischen Regierungsform einerseits und der vom Regierungsblock geforderten Herrschaft einer kleinen unverantwortlichen Gruppe andrerseits, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, für welchen Weg wir uns zu entscheiden haben. Ja, wir müssen alle Kräfte aufbieten, um der vollen Demokratie zum Siege zu verhelfen, da wir nur im demokratischen System den Kampf um unsere Rechte mit Erfolg führen können. Besteht doch für die Minderheiten kein anderer Weg, ihre Forderungen geltend zu machen, als die Entsendung ihrer Vertreter in das Staatsparlament, in die Stadt- und Gemeinderäte, die Krankenkassen usw. Wird uns diese Möglichkeit genommen, dann kämen die Forderungen der Minderheiten überhaupt nicht mehr zum Ausdruck. Die Absichten des Regierungsblocks aber zielen darauf hinaus, den Minderheiten die Möglichkeit der Repräsentation zu nehmen. Wenn auch in dem Verfassungsentwurf die Institution des Parlaments belassen wird, so werden doch dessen Rechte derart eingeschränkt, die Abgeordneten in der Ausübung ihrer Pflichten derart beengt, daß die parlamentarische Repräsentation einfach zu einer Fiktion wird. Nicht vergessen darf hierbei werden der Anschlag auf die Unantastbarkeit der Abgeordneten. Wie wichtig diese Unantastbarkeit gerade für die Abgeordneten der Minderheiten ist, das hat uns die Erfahrung der letzten Jahre zur Genüge gelernt. Wenn man zu all dem noch die Absichten der Nationaldemokraten hinzufügt, die die Minderheiten dadurch am schwersten treffen wollen, daß sie die Proportionalität des Wahlrechts aus der Verfassung auszumerzen best..t sind, dann wird es klar, daß gegen alle diese Anschläge von unserer Seite der schärfste Kampf geführt werden muß. Diesen Kampf können wir nur führen im Anschluß an die Sozialisten und Demokraten der polnischen Nation, deren gemeinsames Bestreben es ist, aus dem polnischen Staat einen wahren Volksstaat zu machen, einen Staat, der nicht nur dem polnischen Volke, sondern allen ihn bewohnenden Nationen die Möglichkeit einer freien Entwicklung gibt.

Die deutsche Reparationsfrage.

Die Verhandlungen im Haag.

Haag, 18. Januar. Der Ausschuß für die deutsche Reparationsfrage, der bisher erst einmal tagte, ist am Sonnabend wieder zusammengetreten. Nach der Absicht der sechs einladenden Mächte soll diese Sitzung einen rein formalen Charakter tragen. Das gesamte, die deutsche Reparationsfrage betreffende Material, das Schlußprotokoll mit Anhängen, wird nach der juristischen Durcharbeitung der letzten Tage in der Sonnabendsitzung den im Ausschuß vertretenen kleinen Mächten zur Kenntnis vorgelegt, ohne daß ihnen die Möglichkeit geboten wird, Stellung zu nehmen. Die Vertreter der kleinen Mächte werden jedoch voraussichtlich gegen die Unterzeichnung des Schlußprotokolls der Haager Abmachungen Einwendungen geltend machen, unter Hinweis auf die ohne Ergebnis abgebrochenen Verhandlungen in den Ostreparationsfragen.

Die Besprechungen in den Nachmittagsstunden ergaben zunächst noch keine Möglichkeit, die soviel gesuchten Transaktionsformel für die kleinen Mächte zu finden. Die italienische Regierung beharrte nach wie vor auf ihrem Standpunkt, daß sie eine Unterzeichnung des Haager Schlußprotokolls ohne eine gleichzeitige Unterzeichnung durch die Tschechoslowakei nicht vornehmen könne. Hierdurch hat sich die Lage sehr verschärft. Eine allgemeine Unterzeichnung durch sämtliche beteiligten Mächte ist dadurch unerläßlich geworden. Man hofft jedoch, noch im Laufe des heutigen Abend die Transaktionsformel zu finden.

Haag, 18. Januar. Die auf Sonnabend, 19 Uhr, einberufene Sitzung des deutschen Reparationsausschusses mußte bereits nach zehn Minuten unterbrochen werden, da die Vertreter der Kleinen Entente nicht erschienen waren unter der Begründung, das gesamte Schlußprotokoll in der deutschen Reparationsfrage bedürfe eingehender Prüfung und Durcharbeitung, seien jedoch für eine sofortige Behandlung des Materials nicht genügend vorbereitet. Die Sitzung wurde daher auf Sonntag verschoben.

Der tatsächliche Grund des Fernbleibens der Mächte der Kleinen Entente ist jedoch darin zu sehen, daß hinter den Kulissen die Auseinandersetzung über die Ostreparationsfrage ununterbrochen fortgesetzt und eine Transaktionsformel gesucht wird, die Italien und der Tschechoslowakei die Unterzeichnung ermöglichen würden.

Der Prahlhans.

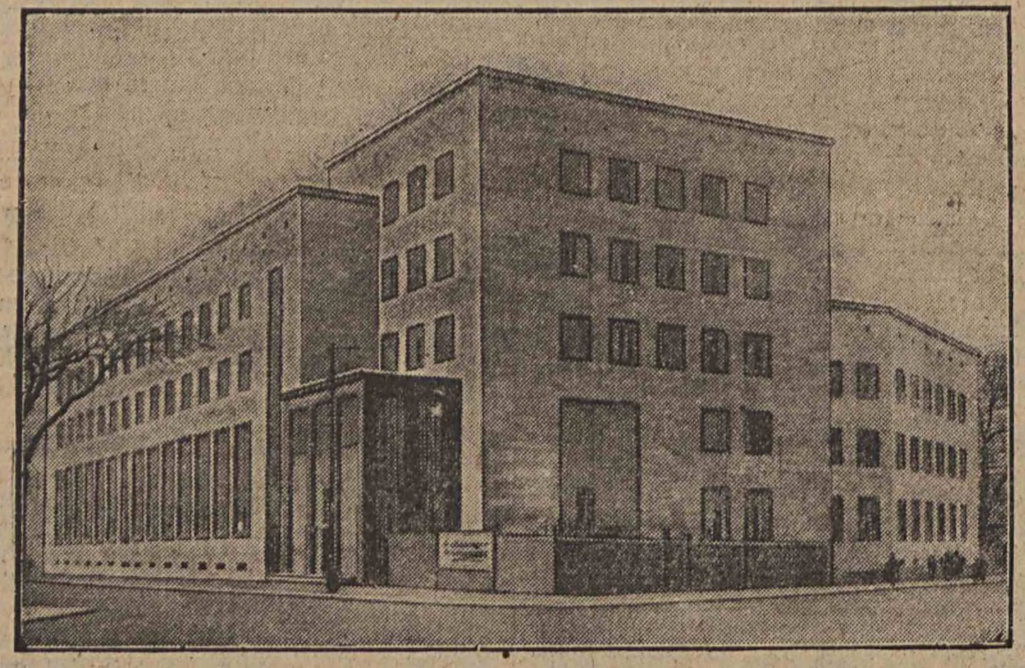
Abg. Utta hat aus Anlaß des Bartelschen Exposés im Namen seines Klubs eine Erklärung verlesen. Dies ist vollkommen in Ordnung und gewiß hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Aber Abg. Utta ist kein gewöhnlicher Sterblicher. Wo „Er" den beredten Mund auftut, da muß sofort ein Bombenerfolg herausspringen. Es tut ja nichts, wenn diese „Erfolge" speziell ad mojorem gloriam des Herrn Utta fabriziert werden. Daran hat sich die Leserschaft seines Organs ja gewöhnt.

So war auch gestern wieder in der „Freien Presse" in fetten Lettern zu lesen, welch großen Erfolg Abg. Utta mit seiner Erklärung im Sejm errungen hat. Kaum hat Herr Utta gesprochen und seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß Herr Bartel sich über die Minderheitenfrage ausgeschwiegen habe, da kommt auch schon der Herr Unterrichtsminister Czerwinski und erklärt dienstfertig, daß er in der nächsten Sitzung der Unterrichtskommission dazu Stellung nehmen und das Programm der Regierung in der Minderheitenfrage beleuchten werde.

So nach der „Freien Presse". In Wirklichkeit weiß es auch Herr Utta ganz genau, daß gar nicht er die Ankündigung des Unterrichtsministers verursacht hat. Es ist ganz einfach so, daß die Unterrichtskommission in der nächsten Sitzung die Behandlung der eingebrachten Anträge über das Schulwesen der Minderheiten in Angriff nimmt. Der Minister wurde von der Kommission, wie dies immer so gehandhabt wird, aufgefordert, zu erscheinen, um die Stellungnahme der Regierung zu präzisieren. Diesen Beschluck hat die Kommission schon längst vor der Uttaschen Erklärung gefaßt, ja schon bei Schluß der vergangenen Session wurde die Meinung zum Ausdruck gebracht, daß die Behandlung der Schulgesetze in Anwesenheit des Unterrichtsministers in Angriff genommen werden solle.

Es ist doch wirklich nicht schön, wenn dem Abg. Utta hier ein „Verdienst" zugeschrieben wird, das er doch garnicht „verschuldet" hat. Kommt es denn der Redaktion der „Freien Presse" gar nicht zum Bewußtsein, daß sie ihrem Abgeordneten mit derartigen prahlerischen Berichten einen schlechten Dienst erweist?

Neue Häuserbauten in Deutschla...



Das neuerbaute Gebäude der Reichsbank in Dresden.

Am Scheinwerfer.

„Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube."
Faust, Goethe.

I. Konfiskationen.

Premierminister Bartel hat versöhnende Töne angeschlagen. Es soll nach dem Verschwinden einiger Obersten aus der Regierung nun anständiger zugehen, besonders soll die Presse eine bessere Behandlung erfahren. Ob aber die Macht des Ministerpräsidenten nicht bis Bielitz reicht, oder aber seine Macht überhaupt fraglich ist — wer kann es wissen? Tatsache ist, daß unser Bruderorgan „Volksstimme", Bielitz, dreimal hintereinander Konfiskationen zu verzeichnen hatte, und zwar Nr. 2, 3 und 4 des genannten Blattes. In der Nr. 2 wurde ein Artikel über die Krankenkassen beanstandet; in Nr. 3 der Artikel „Fürst und Bauer" und in Nr. 4 der Artikel „Das Pseudokabinett Bartel". Alle diese Artikel waren der „Lodzer Volkszeitung" entnommen, wo sie unbeanstandet passierten. Früher geschah, daß man die „Lodzer Volkszeitung" konfiszierte wegen Artikel, die in andern Blättern unbeanstandet blieben. Die Zensorenpraktiken haben also noch nicht aufgehört.

II. Ein Krankenkassenkommissar.

Irgendwo in Galizien, in einer Krankenkasse, in Nadworna, wurden die sozialistisch gesinnten Arbeitervertreter aus der Verwaltung der Krankenkasse vertrieben und als Kommissar ein gewisser Dr. Zielinski eingesetzt. Der Herr Doktor führt jetzt Prozesse gegen die sozialistische Arbeiterpresse vor dem Bezirksgericht in Lemberg, doch hat ihm das Gericht durch den Mund des Verhandlungsleiters gesagt, daß, sobald er für die gegnerischen Zeugen nicht sofort 300 [illegible] erlegt, seine Beleidigungsklage abgewiesen wird. — Schöne Sachen stehen dort zur Verhandlung, die den Sanator Zielinski in das richtige Licht rücken.

Zuerst legten die Beklagten die Beweise vor, daß der Herr Kommissar, als er sich um die Stelle bewarb, mehrere Artikel aus einem Lemberger Blatte vorlegte, die er geschrieben hat und die den Beweis erbringen sollten, daß er im Versicherungswesen Bescheid weiß. Nun hat sich jetzt der Verfasser dieser Artikel, ein Herr Turzanski, gemeldet. Das Strafgericht in Krakau hat bereits Zielinski wegen Veruntreuung zu einer längeren Gefängnisstrafe und Verlust des Doktortitels verurteilt. Zielinski war auch Bürgermeister in Luck gewesen, und dort hat er sich viele Mißbräuche zuschulden kommen lassen, wurde deshalb vom Amt vertrieben und des Ordens verlustig erklärt. Dr. Zielinski, ohne Doktortitel, war auch in Amerika gewesen und wurde wegen Schnapsverkauf verhaftet. Er hatte dort noch andere Geldsachen und verschiedene Uhrenangelegenheiten zu erledigen, wurde auch öffentlich geprügelt, bis er wieder seine Heimat aufsuchte. Da man in Thorn seine Vergangenheit nicht kannte, wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er hatte dort verschiedene „Unstimmigkeiten" gehabt und mußte abziehen. Bei diesem Anlasse veräußerte Z. Möbel, die nicht ihm gehörten. Er tauchte dann in Lemberg auf, redigierte eine nationaldemokratische Zeitung und hetzte gegen den Marschall Pilsudski, war aber zugleich Mitglied der NPR., die damals volle Sympathien für Pilsudski bekundete. Nach dem Maiumsturz wurde er Sanator, schrieb aber gleichzeitig Artikel für ein nationaldemokratisches Rechtsblatt, welches das Sanacjasystem scharf bekämpft hat.

Ein sehr bewegtes Leben hat der gewesene Herr Doktor, der für Veruntreuung selbst aus dem alten Vorkriegs-Oesterreich ausgewiesen wurde. Er scheint ein geeigneter „Sanator" für eine Krankenkasse zu sein, und zwar nicht nur in finanzieller, aber hauptsächlich in moralischer Hinsicht. Solche Sorten von Kommissaren werden schon gründlich die Krankenkassen sanieren. Dessen können wir sicher sein.

III. O, welche Leuchte ist uns erloschen.

Der Abgeordnete Lieberman veröffentlicht im „Naprzod" über den früheren Justizminister Car unter anderem folgendes Stückchen:

Ein Richter, der entgegen dem Grundsatz der Nichtversetzbarkeit der Richter dennoch auf Veranlassung des famosen Justizministers versetzt wurde, erschien bei diesem, um seine richterliche Würde und Unabhängigkeit zu verteidigen, mußte sich folgendes anhören:

„Wir haben stärkere als Sie gebrochen und werden es auch bei Ihnen fertigbringen." Darauf hat der Richter, der als rechtschaffener, intelligenter Mann bekannt ist, geantwortet:

„Herr Minister, dazu wird es nicht kommen. Wenn der Justizminister in dieser Weise mit einem Richter spricht, so ist es für mich keine Ehre und kein Vergnügen, weiter im Dienst zu verbleiben. Ich werde freiwillig zurücktreten.'

Der Richter hat Wort gehalten.

IV. Ein Panzerautomobil für die Polizei.

Bei Besprechung des Budgets des Innenministeriums bzw. der Ausgaben für die Polizei führte der Abgeordnete Putek etwa folgendes aus: „Ich bestehe auf meine Anträge, die die Reduzierung der berittenen Polizei zum Ziele haben". Er bringt die ironische Begründung an, daß auch die Polizei sich modernisiere, indem sie bereits ein Panzerautomobil angekauft hat, welches bei Zerstreuung von Massenansammlungen verwendet werden soll.

Ein Zwischenruf fragt: „Aus welchen Fonds?"

Die Arbeiterschaft braucht keinen Kommentar. Sie hat für eine solche „Modernisierung" volles Verständnis.

Tagesneuigkeiten.

Wärmeschutz im Winter.

Dem Amtlichen Preußischen Pressedienst wird von dem Landesausschuß für hygienische Volksbelehrung geschrieben:

Eine der häufigsten Ursachen für die winterliche Erkältung bilden überheizte Räume, denn nur zu oft entstehen durch das Oeffnen eines Fensters zum Zwecke des Temperaturausgleichs oder beim Hinaustreten aus dem überheizten Raume in das kalte Treppenhaus oder auf die Straße die verschiedenartigsten Erkältungen.

Der jetzige außergewöhnlich warme Winter steigert diese Gefahr noch mehr, da vielfach bei der Heizung weniger das Thermometer als vielmehr die Jahreszeit als maßgebend betrachtet wird. Vielfach herrscht die Sitte, ähnlich wie beim Badewasser, die Wärme „nach dem Gefühl" zu beurteilen. Einzig maßgebend aber für die richtige Beheizung eines Wohnraumes ist allein das Thermometer, das daher in keinem von Menschen bewohnten Raume fehlen sollte.

Natürlich muß man wissen, welche Temperatur den einzelnen Räumen angemessen ist. Ein Raum, in dem man sich bewegt, muß eine andere Temperatur haben als ein Raum, in dem man bei der Arbeit zu sitzen oder in dem man zu schlafen pflegt. Ein Erwachsener braucht im allgemeinen weniger Wärme als ein Kind, ein Gesunder weniger als ein Kranker. Für einen Wohnraum sind 17 bis 18 Grad Celsius als angemessen zu betrachten, in den Schlafräumen gesunder, erwachsener Personen sollen nicht mehr als 13 bis 14 Grad Celsius herrschen. Die Wärme in den Arbeitsräumen richtet sich nach der Art der Beschäftigung. Für ein Krankenzimmer sind 17 bis 20 Grad Wärme zu fordern. Sehr wesentlich ist es, für die Erwärmung des Fußbodens zu sorgen, der, besonders wenn er über ungeheizten Räumen liegt, trotz des an sich warmen Zimmers oft kalt bleibt und so leicht Gelegenheit zu kalten Füßen und damit wiederum zu Erkältungen geben kann. Hier werden Teppiche, Fußmatten oder eine über die Füße geschlagene Decke leicht entsprechende Abhilfe schaffen können.

Daß geheizte Räume einer ausreichenden Lüftung bedürfen, ist selbstverständlich. Leider wird auch hierin häufig zum Schaden unserer Gesundheit vielfach gesündigt. Häufigeres, kürzeres Lüften, am besten morgens und abends für je zehn Minuten, ist zweckmäßiger als einmaliges, längeres Lüften.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß vom gesundheitlichen Standpunkte aus das Schlafen bei offenem Fenster für gesunde, erwachsene Personen besonders empfehlenswert ist.

Jahresversammlung der deutschen Textilarbeiter.

Gestern fand im Verbandslokal die ordentliche Generalversammlung der Mitgliedschaft der Deutschen Abteilung des Textilarbeiterverbandes in Lodz statt. Zum Versammlungsleiter wurde nach der Eröffnung durch Abg. E. Zerbe das Vorstandsmitglied T. Kummert gewählt.

Den Geschäftsbericht der Abteilung erstattete der Vorsitzende Abg. E. Zerbe, der in einem ausführlichen Referat die Situation in der Textilindustrie und die Tätigkeit des Verbandes der Textilarbeiter, insbesondere die der Deutschen Abteilung in Lodz, behandelte. Ueber die Kassenführung und die Tätigkeit des Sekretariats berichtete Sekretär O. Dittbrenner. Den Bericht über die vorgenommenen Revisionen der Tätigkeit erstattete der Vorsitzende der Revisionskommission Göhring, der am Schlusse seiner sachkundigen Ausführungen nach der Feststellung, daß in der Geschäftsführung der Abteilung alles in Ordnung befunden wurde, der Versammlung nachstehenden Antrag zur Annahme unterbreitete: „Nach Anhören der Jahresberichte stellt die Jahresversammlung fest, daß die Verwaltung ihre Pflichten gegenüber der Mitgliedschaft der Deutschen Abteilung sowie der gesamten organisierten Textilarbeiterschaft voll und ganz in allen ihren Anforderungen und Bedürfnissen zur Zufriedenheit erfüllt hat."

Nach den Berichten sprach der Vertreter der Hauptverwaltung des Textilarbeiterverbandes, Generalsekretär A. Walczak, über die aktuellen Fragen der Wirtschaftskrise und über die Lage der Arbeitslosen. Vom Verbande aus wird alles getan, um die Lage der Textilarbeiterschaft zu bessern. Die Arbeiterschaft müßte viel mehr die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zum Verbande erkennen, denn nur dadurch ist die Lebensführung der Arbeiterschaft zu heben.

Nach der Aussprache, an der sich die Mitglieder Neumann, Utta, Sokolowski, Pinor und Kociolek beteiligten, und der einstimmigen Annahme des Entlastungsantrages für die Verwaltung wurden die Wahlen für die Gewerkschaftsinstanzen vorgenommen. Es wurden gewählt in die Verwaltung der Deutschen Abteilung des Textilarbeiterverbandes in Lodz: E. Zerbe, Kociolek, Stanke, Seifert, Utta, Göhring, Hube, Kummert und Sokolowski; in die Revisionskommission: Müller Karl, Dickow und Groß Oswald; in das Schiedsgericht: Wagner, Müller Robert, Horn, Bergmann und Wittmann.

Eine Baumwollbörse in Polen?

Der Warschauer Universitätsprofessor Zaleski regt in einer Denkschrift die Schaffung einer polnischen Baumwollbörse in Gdingen oder Lodz an. Er geht dabei von dem Standpunkt aus, daß die polnische Textilindustrie sich von der deutschen Vermittlung im Rohstoffhandel freimachen müsse. Es genüge nicht, wenn die Rohstoffe nicht mehr über deutsche Häfen, sondern über Danzig und Gdingen importiert würden, es müsse eben auch in Polen selbst eine Baumwollbörse errichtet werden.

Eine Woche der Mäßigkeit.

In den Tagen vom 1. bis zum 8. Februar veranstaltet die Liga zum Kampf gegen den Alkoholismus in Polen eine „Woche der Mäßigkeit" im ganzen Lande. In dieser Zeit werden Vorträge gehalten und Filme vorgeführt werden, die auf die verderblichen Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses hinweisen sollen.

Vortrag über Tuberkulose.

Heute um 12 Uhr 30 wird Frau Dr. Kalecka im Saale dem Polnischen Y.M.C.A. an der Petrikauer 89 einen Vortrag über „Die Tuberkulose ist keine Erbkrankheit" halten. Eintritt frei.

Kurse für Rote-Kreuz-Krankenschwestern.

Am 20. d. Mts. beginnt in den Räumen des Staatlichen Lehrerseminars an der Evangelickastraße 11/13 ein 3monatiger Kursus für Krankenpflegerinnen. Nach der theoretischen Ausbildung nehmen die Kandidatinnen an einem praktischen Kursus im Roten-Kreuz-Spital teil, worauf sie das Amt einer Krankenschwester übernehmen können. Das Polnische Rote Kreuz weist aber darauf hin, daß es den Kandidatinnen nach Absolvierung des Kursus keine Anstellung garantiert.

An unsere Leser in Ruda-Pabianicka und Chojny.

Wir teilen unseren gesch. Lesern mit, daß dem bisherigen Zeitungsausträger für Ruda-Pabianicka und Chojny, Oskar Buchhold, das Zeitungsaustragen entzogen wurde. Wir bitten, an Genannten keinerlei Zahlungen mehr zu leisten. In der laufenden Woche wird von der Geschäftsstelle aus eine Prüfung der Reviere vorgenommen werden.

Der Verlag.

Neue Rechte der Freien Universitäten in Polen.

Der Ministerrat hat durch eine Verfügung der Freien Universität die Rechte einer höheren Lehranstalt verliehen. Hierdurch werden die Absolventen der Freien Universität die Möglichkeit haben, nach Erlangung eines Diploms sowohl im Staats- wie auch im Zivildienst die entsprechenden Posten einzunehmen. (p)

Eine Auszeichnung.

„Der „Monitor Polski" vom Freitag bringt eine lange Liste von Personen, die mit dem Verdienstkreuz ausgezeichnet wurden. Unter den Ausgezeichneten befindet sich auch der Pressereferent der Lodzer Stadtstarostei Franciszek Denys, dem sogar das silberne Verdienstkreuz zuerkannt wurde.

Hierzu erlauben wir uns die bescheidene Anfrage: Wieviel haben die zahlreichen Konfiskationen der „Lodzer Volkszeitung" zu dieser Auszeichnung beigetragen? . . .

Lodzerinnen „kultivieren" das Dorf.

Vor einiger Zeit hatte das Arbeitsvermittlungsamt auf Anforderung der Kreisbehörden eine Gruppe Arbeiter und Arbeiterinnen nach der Gemeinde Kruszow gesandt, wo sie bei Chausseearbeiten beschäftigt wurden. Die Frauen dieser Gruppe hatten bald verschiedene Verhältnisse angeknüpft, die aber für eine große Zahl Männer verhängnisvoll werden sollten. Einer nach dem anderen stellte fest, daß er mit einer Geschlechtskrankheit behaftet sei. In ganz kurzer Zeit stellte man 30 Erkrankungen fest. Da eine Heilung auf dem Lande große Schwierigkeiten macht, beschloß man, sich an die Kreisbehörden mit der Bitte zu wenden, Vorbeugungsmaßnahmen zu treffen und den Erkrankten die Heilung gegen geringe Gebühren zu ermöglichen. Interessant ist, daß sich unter diesen auch ein 71jähriger Greis befindet. (b)

Bestrafte Hausbesitzer.

Auf Antrag der Gesundheitsabteilung des Magistrats wurden von der Lodzer Stadtstarostei folgende Hausbesitzer wegen antisanitären Zustandes ihrer Grundstücke mit Strafen belegt: Carecka Juljanna (Zgierska 108) 20 Zloty, Taubwurcel Waclaw (Ogrodowa 26) 50 Zloty, Hau Wilhelm (Glucha 4a) 50 Zloty, Grinberg Hil (Nowo-Cegielniana 7) 50 Zloty.

Einbruchsdiebstahl.

In der vorgestrigen Nacht wurde von bisher unermittelten Personen in den Kolonialwarenladen von Königstein an der Gdanska 48 ein Einbruch verübt. Die Einbrecher entfernten eine Scheibe in dem Schaufenster und entwendeten eine Geldkassette mit etwa 1000 Zloty sowie verschiedene andere Gegenstände im Werte von über 500 Zloty. (w)

Taschendiebstahl.

Während eines Konzerts in der Philharmonie wurde dem an der Narutowicza 2 wohnhaften David Rozynka die Brieftasche mit Wechseln auf 7000 Zloty und verschiedenen Dokumenten gestohlen. (w)

Autounfall.

In der Konstantynowska geriet ein Lastwagen mit Anhänger, der mit Mehlsäcken beladen war, plötzlich auf den Gehsteig und riß eine Straßenlampe und einen Straßenbahnmast um. Die Stromleitung der Straßenbahn wurde hierbei zerrissen. (b)

Zwei Brände.

Gestern waren in Lodz zwei Brände zu verzeichnen, die unter Umständen unberechenbaren Schaden hätten verursachen können. Der erste Brand entstand in der Kunstpatronenfabrik von Theophil Nowacki, Sienkiewicza 72. Die Fabrik befindet sich in unmittelbarer Nähe von Wohnhäusern, die bei einer Explosion sehr leicht in Gefahr kommen konnten. Der Freiwilligen Feuerwehr gelang es jedoch, jede Gefahr zu beseitigen. Die Höhe des Materialschadens ist noch nicht festgestellt. — Der zweite Brand entstand in der Roentgen-Abteilung der Krankenkasse, Kosciuszko-Allee 19. In einem der Säle gerieten leichtbrennbare Materialien in Brand, der sich mit rasender Schnelligkeit ausbreitete. Die Feuerwehr unterdrückte auch hier das Feuer. Der verursachte Schaden beläuft sich auf 1500 Zloty. (t)

Zusammenstoß zwischen Feuerwehrauto und Straßenbahn.

Gestern fuhr ein Feuerwehrauto vom Platz Wolnosci in die Konstantiner Straße zum Requisitenhause des ersten Zuges. Als der Chauffeur auf den Platz einbiegen wollte, kam ein Straßenbahnwagen der Linie 3 heran. Es erfolgte ein Zusammenstoß, wobei einige Scheiben im Straßenbahnwagen zertrümmert wurden. Auch das Feuerwehrauto wurde teilweise beschädigt. (w)

Das Kind in den Abort geworfen.

Am Sonnabend früh wurde die Rettungsbereitschaft nach dem Hause Kilinskiego 21 gerufen, wo das 21jährige Dienstmädchen Helena Zymek ihr Kind nach der Geburt in den Abort geworfen hatte. Das Kind konnte geborgen werden. (w)

Schlägereien und Körperverletzungen.

Im Korridor des Hauses Lewa Kelma 1 brach eine Schlägerei aus, wobei der 26jährige Damenschneider Icek Kurz aus demselben Hause und der 26jährige Schäftemacher Nathan Mydlarz, gleichfalls aus demselben Hause, mit stumpfen Gegenständen am Kopf und im Gesicht verletzt wurden. Den beiden rauflustigen Männern wurde vom Arzte der Rettungsbereitschaft ein Verband angelegt. — Der an der Kalenbachstraße 12 wohnhafte 50jährigen Wäscherin Michalina August wurden mit einem stumpfen Gegenstande Verletzungen des Gesichts beigebracht. (w)

Die Flucht aus dem Leben.

Der an der Cegielniana 47 wohnhafte 39jährige Arbeitslose Franciszek Parcesinski verübte einen Selbstmordversuch durch den Genuß von Jod. Ihm wurde vom Arzt der Rettungsbereitschaft die erste Hilfe erwiesen, worauf er nach der städtischen Krankensammelstelle gebracht wurde.

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken.

L. Pawlowski (Petrikauer 307), S. Hamburg (Glowna 50), B. Gluchowski (Narutowicza 4), J. Sitkiewicz (Kopernika 26), A. Charemsa (Pomorska 10), A. Potasz (Plac Koscielny 10). (p)

Das Ende der Gorczynski-Theater.

Infolge der finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich die Theater, die unter der Leitung des Direktors Gorczynski stehen, befinden und die dazu führten, daß die Gehälter an das Schauspielpersonal nicht mehr gezahlt werden konnten, kam es nach längeren Konferenzen zur Liquidierung der Direktion Gorczynski-Melina. Die Delegierten des Verbandes der Bühnenkünstler Polens haben es bewirkt, daß diese Theater (in Betracht kommen die Kammerbühne, das Populäre Theater und das Theater im Geyerschen Saale) in die genossenschaftliche Verwaltung der beteiligten Schauspieler übergehen. Die administrative Leitung liegt in den Händen von Herrn Dembicz, während die künstlerische Leitung von den Herren Ziembinski und Zbucki übernommen wird. Die Inhaber der Theater haben sich bereit erklärt, die Theater der Schauspielergenossenschaft zur Verfügung zu stellen.

Wir haben oft darauf hingewiesen, daß der Theaterstreit in Lodz, der nichts anderes war, als ein Mittel, um gegen den sozialistischen Magistrat zu wettern, die Lage der Theater keineswegs bessern werde, sondern unter Umständen für die direkt Beteiligten katastrophal enden könne. Es wurde seinerzeit von den Gegnern des Magistrats alles getan, um dem Direktor Gorczynski die Leitung der drei genannten kleinen Theater zu sichern. Der Kundige wußte damals schon, daß diese Theater sich nicht halten werden, daß sie vielmehr nur unter gemeinsamer Verwaltung mit dem Städtischen Theater prosperieren können. Der Erfolg der Hetzarbeit der Sanatoren und sonstiger Reaktionäre, die aus einer Theaterangelegenheit eine politische Frage gemacht haben, ist nun da. Die eine, ihnen genehme Direktion ist zusammengebrochen, das Stadttheater kämpft mit Mehrausgaben für Personal, die zu vermeiden waren.

Wem hat es genützt. Dem Publikum, den Künstlern? Wohl kaum. Doch die Lodzer Reaktion hat das ihrige getan. Sie soll es auch verantworten.

222 694 Arbeiter ohne Arbeit.

Katastrophale Lage in Lodz. — Rapides Anwachsen der Arbeitslosenziffer. — Von 49 107 registrierten Arbeitslosen des Lodzer Industriebezirks erhalten nur 22 054 Erwerbslosenunterstützungen. — Die Regierung will helfen?

Unaufhaltsam, von furchtbarstem Elend und Hunger begleitet, greift die Arbeitslosigkeit in Polen immer mehr um sich. Die amtliche Arbeitslosenziffer des Landes weist am 11. Januar die unheimliche Höhe von 222 694 auf. Die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen ist natürlich bedeutend höher, denn, wie erwähnt, handelt es sich hier um die amtlichen Ziffern, während die nichtregistrierten Arbeitslosen hierin nicht eingebriffen sind. Dieses große Heer von Proletariern ist jeglicher Verdienstmöglichkeiten beraubt, ist arbeitswillig, aber durch den Zwang der Verhältnisse zum Feiern gezwungen. Wo bleibt da das der Arbeiterschaft verbürgte Recht auf Arbeit? Weil nun der Staat das ihnen zustehende Recht auf Arbeit nicht geben kann und Hunderttausende außer Arbeit Stehende mit ihren Familien hungern, erwächstt dem Staate die Pflicht, für diese unschuldigen Opfer der katastrophalen Wirtschaftslage zu sorgen. Man wird sagen, daß den Arbeitslosen Unterstützungen ausgezahlt werden. Demgegenüber muß aber festgestellt werden, daß nur der geringste Teil der Arbeitslosen Unterstützungen bezieht, während alle übrigen vom Staat und von der Gesellschaft ganz ihrem Schicksal überlassen sind und mit ihren Frauen und Kindern seit Monaten und Wochen am Hungertuche nagen. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß die noch Unterstützungen beziehenden Arbeitslosen von Nahrungssorgen befreit sind, denn diese Unterstützungen sind so gering bemessen, daß sie zum Leben zu wenig und zum Sterben eigentlich zu viel sind.

Kann also die Not im Lande bereits als außerordentlich groß bezeichnet werden, so nimmt die Arbeitslosigkeit im größten Industriezentrum Polens, Lodz, geradezu erschreckende Formen an. In gewaltigen Sprüngen ist die Arbeitslosenziffer in den letzten Wochen in die Höhe geschnellt und schaut man sich die Arbeitslosenstatistiken des Lodzer Industriebezirks an, so scheint eine furchtbare Katastrophe unserer Stadt unvermeidlich zu sein. Nachstehende Zahlen liefern hierfür einen furchtbaren Beweis: Anfang Oktober vorigen Jahres wies die Statistik des Lodzer Arbeitsvermittlungsamtes eine Arbeitslosenziffer von 18 897 auf, die bereits im November auf 20 043 herangewachsen war. Der November brachte bereits über 8000 neue registrierte Arbeitslose und vom Anfang Dezember an geht es in Riesensprüngen aufwärts. Und zwar wies das Lodzer Arbeitsvermittlungsamt auf: am

30. November	26 409	Arbeitslose
7. Dezember	28 708	"
14. Dezember	31 446	"
21. Dezember	35 057	"
28. Dezember	37 711	"
4. Januar	42 435	"
11. Januar	46 555	"
18. Januar	49 107	"

Also um mehr als das Doppelte ist die Zahl der Arbeitslosen unseres Bezirks im Laufe von kaum zwei Monaten gestiegen und hat gegenwärtig beinahe ein **halbes Hunderttausend** erreicht. Diesem ungeheuren Heer von Arbeitslosen steht, laut Bericht des Arbeitsvermittlungsamtes in Lodz, ein Angebot von 10 freien Arbeitsstellen gegenüber. Also **kommen auf eine freie Arbeitsstelle über 4910 Arbeitsuchende.** Doch auch dieses Verhältnis ist noch nicht einmal stichhaltig, denn bei diesen 10 Arbeitsstellen handelt es sich um 6 Stellen für Dienstmädchen und die übrigen Stellen sind fürBureaubeamte. Von den 49107 Arbeitslosen unseres Industriebezirks erhalten übrigens nur 22 054 die Unterstützungen aus dem Arbeitslosenfonds, **während die übrigen 27 053 Arbeitslosen mit ihren Familien ohne Arbeit und ohne jede Lebensmöglichkeit dastehen.**

So verhält es sich mit den vollständig Arbeitslosen. Der übrige Teil der Lodzer Arbeiterschaft ist aber fast ohne Ausnahme halbarbeitslos. **Die größten Industriewerke, wie Scheibler und Grohmann, Widzewer Manufaktur usw. arbeiten nur zwei Tage in der Woche.** Das Los dieser Halbarbeitslosen, für die eine Hilfe des Staates bisher, trotz größter Bemühungen der Arbeitervertreter, nicht erwirkt werden konnte, unterscheidet sich nicht viel von dem der vollständig ohne Beschäftigung gebliebenen Arbeiter. Ihre Lage ist nur noch um so trauriger, als sie in den Tagen der Arbeit **mit hungrigem Magen** die Maschinen in der Fabrik bedienen müssen.

Ein treffendes Bild über das unter der Wirtschaftskrise so schwer ächzende Lodz gibt der Warschauer „Robotnik" in einer seiner letzten Nummern, worin es u. a. heißt:

„Die größte Arbeitsstadt Polens durchlebt eine fürchterliche Krise. Lodz, jenes legendäre „gelobte Land" steht vor seinem Untergang. Alle bisherigen Krisen, die die Lodzer Textilindustrie je erlebt hat, verblassen vor der gegenwärtigen Katastrophe. In der Stadt der Arbeit schwindet von einem Fabrikschlot nach dem andern der Rauch, das Zeichen der Arbeit, das Summen der Maschinen, verstummt allmählich und an seine Stelle tritt die alles überschwemmende Flut der protestierten Wechsel, die täglich steigende Zahl der Konkurse und Zahlungseinstellungen. So ist die Lage der Fabrikanten.

Wie steht es aber um die, die auch in dieser Krise nichts mehr zu verlieren haben, die bisher im Schweiße ihres Angesichts die schwieligen Hände emsig, in einem fort, ohne Ruhe, im Takt der schwirrenden Maschinen bewegten, deren ganzes Denken auf den richtigen Lauf der Maschine, der sich kreuzenden Fäden, der drehenden Spulen konzentriert war? Gibt es Worte, um ihre Lage richtig zu schildern? **Auch das allerkräftigste, allergrausamste Wort muß banal und nichtssagend erscheinen, angesichts der Hölle, in der sie leben.** Es gibt keine Arbeiterfamilie in Lodz, deren Mitglieder den normalen Lohn erhalten, es gilt für die Hälfte, für ein Drittel das Leben zu fristen. Aber auch diese gehören zu den „Auserwählten des Glücks" — denn sie haben ja noch Arbeit. Wie soll man sich aber das Schicksal der von Woche zu Woche wachsenden Arbeitslosen vorstellen, von denen nur ein Teil registriert sind und Unterstützung beziehen. Das Heer derjenigen, die jeglicher Mittel zum Leben beraubt sind, **beträgt im Lodzer Bezirk, die Familienmitglieder eingerechnet, 150 000! Wer wundert sich da, wenn die Zahl der Selbstmorde von Tag zu Tag zunimmt."**

Die Regierung hat diesem furchtbaren Unglück bisher tatenlos gegenübergestanden. Als ob im Land tatsächlich ein „freudiges Schaffen" herrschen würde, haben sich die „maßgebenden" Stellen mit allen möglichen Fragen befaßt, nur die so brennende Angelegenheit der Not und des Elends hat man trotz aller vielen Ministerreden der letzten Zeit übergangen. Auch der Ministerpräsident Bartel hat hierüber in seinem Expose nur einige nichtssagende Worte zu sagen gewußt. Erst nachdem es in verschiedenen Ortschaften trotz strengster polizeilicher Maßnahmen zu Demonstrationen und Ausschreitungen der Arbeitslosen gekommen ist, hat die Regierung in ihrer Sitzung am Freitag den ersten schüchternen Schritt zur Linderung der Krise getan, indem beschlossen wurde, sich an den Sejm um Bestätigung eines besonderen Kredits zwecks außerordentlicher Hilfeleistung für Lodz zu wenden; außerdem hat die Regierung beschlossen, den Eisenbahntarif für Kleinkohle für die Lodzer Industrie herabzusetzen. Dies ist zunächst die Ankündigung dessen, was die Regierung zur Verhinderung einer noch größeren Katastrophe zu tun gedenkt. In welcher Höhe aber sich die Hilfe bewegen wird, darüber ist vorläufig noch nichts bekannt. Nach den bisherigen Erfahrungen jedoch, die die Arbeiterschaft zur Zeit der Nachmairegierungen gemacht hat, dürfen die Hoffnungen nicht allzu hoch geschraubt werden.

Arbeit und Brot! Das ist der Ruf, der heute Polen innerhalb seiner Grenzen erfüllt. Wenn die Regierung nicht bald und recht durchgreifende Maßnahmen zur Linderung der Krise anordnet, so kann es sehr leicht zu unbesonnenen Handlungen der Massen kommen, denn Hunger ist bekanntlich ein schlechter Berater. h.

• • •

Der Wochenbericht des Lodzer Arbeitsvermittlungsamtes.

Im Bereiche des Lodzer Staatl. Arbeitsvermittlungsamtes (Stadt und Kreis Lodz, Lask, Sieradz, Lenczyca, Brzeziny) waren am 18. Januar d. J. insgesamt 49 107 (in der Vorwoche 46 555) Arbeitslose registriert, davon in Lodz allein 35 313 (34 008), Pabianice 4065 (3960), Zgierz 3655 (3395), Zdunska-Wola 2263 (2087), Tomaschow-Mazowiecki 2943 (2458), Konstantynow 201 (81), Alexandrow 353 (353), Ruda-Pabianicka 213 (213). Unterstützungen aus dem Arbeitslosenfonds erhielten in der vergangenen Woche 22 054 Arbeitslose, davon in Lodz allein 16 817. Verloren haben die Arbeit in der vergangenen Woche in Lodz 2257 (in der Vorwoche 4201) Arbeiter; zur Arbeit weggeschickt wurden 43 Personen, von der Evidenz gestrichen 937 Arbeitslose. Das Staatliche Arbeitsvermittlungsamt verfügt über 10 freie Stellen für Arbeiter verschiedener Berufe.

Heute Premiere im Theaterverein „Thalia".

„Der Meisterboxer", ein Schwank in 3 Akten von O. Schwartz und C. Mathern, ist reich an Humor und Witz, flott in der Spielweise, voller Situationskomik und fesselnd in der Handlung. Eine überaus lustige Geschichte, die jedem Vergnügen bereiten muß. In den Hauptrollen wirken mit: Irma Zerbe, Marra von Derrs, HerthaKriese, Richard Zerbe, Artur Heine, Hans Krüger, Herbert Blaumann, Max Anweiler. Preise der Plätze von Zloty 1.50 bis Zloty 5.—. Beginn um 7.30 Uhr abends, Schluß der Vorstellung 10.30. Theaterkasse ab 6.30 Uhr geöffnet.

Für die Sicherung der Existenz der Freiwilligen Feuerwehr zu sorgen, ist eine der ersten Pflichten eines jeden Bürgers von Lodz.

DES LEBENS SELTSAMES SPIEL

ROMAN VON ELISABETH NEY

24

Christa Wald stand eine Weile in fassungsloser Bestürzung, dann wandte sie sich stumm ab und ging langsam die Treppe hinab.

In der kleinen Portierloge am Türeingang saß der alte Gotthold Wendelin, der sie freudig begrüßte.

„Ich habe dem Vater Lebewohl sagen wollen, lieber Herr Wendelin, er hat mich aber wieder abgewiesen", sagte Christa, ihm traurig die Hand reichend. „Nun sag' ich auch Ihnen Lebewohl."

„Also ist's doch Wahrheit, daß Sie den berühmten Professor heiraten und ins Ausland gehen. Nun, ich gönne es Ihnen, liebes Fräulein Christa; Emil Wald ist ein Eisenkopf, ich sagte es schon damals. Ich fürchte nur, daß er seine Hartherzigkeit einmal bereuen wird", entgegnete der Alte kopfschüttelnd.

Christa erwiderte nichts und nickte nur stumm.

„Der Fritz Kraft ist gestern auch davongefahren, nach Hamburg, und dann mit dem Schiff nach Indien", erzählte der Alte weiter.

Christa zuckte leicht zusammen.

„Lebt wohl, lieber alter Freund", sagte sie dann schnell, und eilte davon.

Draußen auf der Straße begegnete ihr Fritz Krafts Vater, der alte Klempnermeister. Christa wollte auf ihn zugehen, aber er wandte sich ab und schritt schnell vorüber.

Christa war der Vorwurf in seinen Augen nicht entgangen, der wohl so viel sagen sollte: Weshalb hast du mir den einzigen Sohn in die Fremde getrieben?

„Ueberall, wohin ich komme, stifte ich Unheil", dachte sie traurig. Und doch, die Liebe zu Matthias Brecht war stark genug, um all dies zu ertragen.

* * *

Christa Wald schlief in dieser Nacht nicht.

Der Abschied von Frau Alvens wurde ihr schwer, und allmählich beschlich sie ein seltsam bängliches Gefühl vor der langen Reise, die sie allein zurücklegen sollte.

So stand sie zur Abfahrtstunde auf demselben Bahnsteig, auf dem sie damals von dem Geliebten Abschied genommen hatte; diesmal aber lebte ein anderes Gefühl in ihrer Brust.

Der Zug rollte langsam in die Halle.

Frau Alvens half Christa bis zur letzten Minute getreulich; sie sorgte auch dafür, daß sie einen guten Platz bekam.

Dann noch ein letzter kurzer Abschied, von vielen, guten Zukunftswünschen begleitet, und der Zug rollte aus der Halle.

Christa Wald sah nicht mehr zurück; sie ließ nichts Liebes hinter sich, sie fuhr dem großen ersehnten Glück entgegen.

In rasender Schnelligkeit fuhr der D-Zug dahin. Christa saß träumend am Fenster. Ihre Gedanken eilten dem Zuge weit voraus, sie dachte an Matthias Brecht.

Stunde um Stunde verrann.

Neue Coupéinsassen kamen, andere stiegen aus, sie bemerkte es nicht.

Langsam senkte sich die Nacht hernieder, als sie in Prag ankam.

Nach einer Stunde Aufenthalt setzte der Zug die Fahrt fort.

Christa machte es sich in ihrer Ecke bequem und versuchte zu schlafen, aber die innere Unruhe schreckte sie immer aufs neue auf.

Verstohlen betrachtete sie die Coupéinsassen.

Direkt ihr gegenüber schnarchte ziemlich geräuschvoll ein älterer Herr, und rechts in der Türecke saß eine alte Dame, die ebenfalls die Augen geschlossen hielt.

Christa versuchte durch das Fenster in die Nacht hinauszuspähen.

Gespenstisch jagten Stationslichter und erleuchtete Ortschaften an ihr vorüber.

Weiter, nur weiter, drängte ihr klopfendes Herz; jede Minute brachte sie ja dem Glück näher.

Gegen ein Uhr nachts hielt der Zug auf einer unbekannten Station. Eine elegante junge Dame betrat nach einigem Zögern und nach kurzem prüfenden Blick das Abteil, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der nachfolgende Gepäckträger ihre vielen Koffer verstaut hatte.

Langsam setzte sich dann der Zug wieder in Bewegung.

Christa saß mit halbgeschlossenen Augen, und beobachtete heimlich das Treiben der Fremden, die jetzt eifrig ihr Gesicht puderte.

Die Frau war schön, dunkelhaarig und glutäugig. Christa glaubte nie im Leben Schöneres gesehen zu haben.

Ein feiner Duft von Parfüm durchschwängerte die Luft des Abteils.

Christa riet in Gedanken, was für eine Landsmännin die Fremde wohl sein könne. Polin, Tschechin oder Ungarin? Letzteres erschien ihr am wahrscheinlichsten.

Nachdem die schöne Unbekannte mit ihrer Toilette fertig war, begann sie sich eine gemütliche Schlummerecke zurecht zu machen, und schloß die Augen. (Forts. folgt.)

Vom Handelsgericht.

Drei neue Konkurserklärungen.

Die Handelsabteilung des hiesigen Bezirksgerichts verhandelte in ihrer gestrigen Sitzung folgende Angelegenheiten:

Die Firma J. Huppert in Lodz, Zawadzka 10, beantragte in einem Gesuch die Falliterklärung der Firma Heronim Krystal in Lodz, Kilinskiego 15, elektrotechnisches Geschäft. Das Gericht gab dem Antrage der Gläubigerfirma statt und erklärte den Heronim Krystal für fallit, wobei als Tag der Eröffnung des Konkursverfahrens der 10. Mai 1929 festgesetzt wurde.

Die Firmen E. Gläsers Erben und Hoffmann in Lodz, Cegielniana 118, Dr. Bronislaw Glücksmann, Sienkiewicza 20, Brüder M. und A. Przygurski, Petrikauer Nr. 104, und Abram Aronson, Petrikauer 59, beantragten durch ein Gesuchst die Falliterklärung der Firma Szlama M. Englard, Petrikauer 60, Manufakturwarengeschäft. Auch dieses Gesuch der Gläubigerfirmen genehmigte das Handelsgericht und erklärte den Szlama M. Englard für fallit, wobei als Tag der Eröffnung des Konkursverfahrens der 18. Januar 1930 festgesetzt wurde.

Auf Antag der Firma H. Bodner und Kom. Zürich erklärte das Handelsgericht schließlich die Firma M. W. Jakubowicz in Lodz, Petrikauer 104, für fallit und setzte den Tag der Eröffnung des Konkursverfahrens auf den 10. Januar 1930 fest. (p)

Kunst.

Aus der Philharmonie.

Im siebenten aus der Reihe der Mittagskonzerte hatten wir wieder die erfreuliche Gelegenheit J. Neumark in der Rolle des Dirigenten zu sehen. Außerdem war die Geigerin Irene Dubiska mitwirkend. Das Programm stellte sich aus Roskowskis Ouvertüre „Morskie Oko", Czajkowskis Sinfonie VI und Beethovens Violinkonzert D-Dur zusammen.

Wenn wir an dieser Stelle nochmals von Neumark reden, so geschieht es, um festzustellen, daß er die Partitur wie immer außerordentlich gut beherrschte und ebenso in das Wesen der Tschaikowskischen Musik eingedrungen war. Er strebte danach, das Charakteristische, die feine Lyrik, die manchmal banale Momente hat, denen plötzlich, unmittelbar, Klänge einer rauhen Natur folgen, plastisch herauszubringen. Immer fühlte man das typische der russischen Seele, die Melancholie heraus.

Zwei Erscheinungen lenkten die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich: die Bemühungen des Dirigenten im Allegro con gratia — vom salonmäßig-leichten Tempo zum düsterschweren der russischen Seele — sowie der trübe, aber leicht zum Hörer sprechende letzte Teil, das Finale — Adagio lamentoso.

Die Neumarksche Eigenschaft, das Orchester auf eventuelle Charakteränderungen in der Komposition vorher aufmerksam zu machen, verdient unbedingt lobend anerkannt zu werden. Festgestellt muß werden, daß er jedes Instrument leitet. Es ist nur schade, daß unser Orchester manchmal so wenig auf die Bemühungen des Dirigenten eingeht, der nicht nur allein darauf bedacht sein mußte, den Leitgedanken zu wahren, sondern auch auf das gleichmäßige des Tempos, weil das Orchester sehr große Lust zum Ueberhasten an den Tag legte. Im allgemeinen hatte man diesmal das Gefühl, als bestände zwischen dem Dirigenten und dem Orchester ein unaufhörlicher Kampf.

Der Reihe nach müssen wir nun zu Frl. Irene Dubiska übergehen. Leider fiel dieses Konzert für sie nicht glücklich aus. Vor allem, verstimmte sich ihr Instrument fortwährend, was sogar bei der Ausführung der Kadenzen hinderlich war, denn sie mußte mitten darin unterbrechen, um die Geige zu stimmen. Im folgenden Teile platzte eine Saite und die Künstlerin war gezwungen, das Instrument des Konzertmeisters unserer Philharmonie zu ergreifen.

Diese zwei Störungen waren von sehr ungünstiger Wirkung und der Eindruck, den das Spiel auf die Hörer machen sollte, ging verloren. Das Publikum brachte diesen Vorfällen doch teilnehmendes Verständnis entgegen und Zugaben der Künstlerin waren die Belohnung.

Es muß festgestellt werden, daß der Konzertsaal nicht genügend durchwärmt war und darunter die Instrumente zu leiden hatten, die sich in dem Maße verstimmten, daß die Unsauberkeit der Töne ebensolche Akkorde zur Folge hatte, was wiederum die Wirkung auf die Hörer herabsetzte. Es wäre erwünscht, daß diesem Mangel in Zukunft abgeholfen würde.

g—es.

Heiter auch in ernster Zeit!

Europäisches Börsenspiel.



Dreht euch nicht um,
Der Concurs geht herum.

„Der Konkurs geht um!"

Eine Zeichnung aus den „Fliegenden Blätter" von 1847. — Auch in der guten alten Zeit hatte man also sein Wirtschaftssorgen.

Aus dem deutschen Gesellschaftsleben

Damenvollversammlung im Commisverein. Wie bereits berichtet, findet morgen, Montag, um 8.30 Uhr abends, im Vereinslokale in der Al. Kosciuszki 21 eine Vollversammlung der Damenmitglieder des Vereins statt.

Sportverein „Rapid". Wie uns mitgeteilt wird, trifft auch der Sportverein „Rapid" Vorbereitungen, um seine Freunde und Anhänger mit einem Maskenball zu überraschen. Für diesen Zweck sind die geräumigen Lokalitäten des Turnvereins „Sila" in der Glownastraße 17 gemietet worden, und zwar für den 15. Februar. Da die Festveranstaltungen des „Rapid" stets gern besucht werden, wird schon heute in empfehlenden Sinne auf diesen Maskenball hingewiesen.

Die Neuerwerbungen unserer deutschen öffentlichen Bücherei. Die Verwaltung der Bücherei des Lodzer Deutschen Schul- und Bildungsvereins, Petrikauer 243 (geöffnet täglich von 5—8 Uhr abends) schickt uns ein Verzeichnis der Autoren, von denen Bücher in den letzten Wochen gekauft wurden. Es sind dies: Brües, Christaller, Conrad, Dreyer, Dörfler, Hans Frank, Federer, Gobineau, Ginzky, Griese, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Rudolf Herzog, Handel-Mazetti, Paul Keller, Kolbenheyer, Kuhlberg, Leip, Walter v. Molo, Müller-Partenkirchen, Paquet, Rust, Schachmann, Scholz, Schöer, Sudermann, Wassermann, Weißmantel u. a. Im ganzen wur-

Demnächst beginnen wir mit dem Abdruck unseres ersten Sportromans. Es ist eine in deutschen Radfahrerkreisen spielende Erzählung, die den Titel

„Das Sechstagerennen"

trägt. Curt Seibert, der Verfasser dieses Romans, schildert in kurzen, aber höchst spannenden Sätzen die Erlebnisse eines Sechstagehelden. Neben allen sportlichen Finessen ist auch an die in den Romanen unumgängliche Liebe zweier Menschenkinder in weitem Maße gedacht. Dies gibt die Gewähr, daß der Roman auch bei nicht ausgesprochenen Sportlern guten Anklang finden wird.

den im Monat Januar bisher 68 neue Bücher eingestellt. Weitere Bestellungen sind abgegangen. Wir empfehlen die Benutzung dieser Bücherei unseren Lesern aufs wärmste.

Literarische Leseabende. Wie jeden Montag, so findet auch morgen abend um 8½ Uhr, im Lesezimmer des Lodzer Deutschen Schul- und Bildungsvereins, Petrikauer 243, ein literarischer Vorleseabend statt. Zum Vorlesen gelangen drei Erzählungen aus dem hohen Norden, und zwar Knud Rasmussen: „Die Todeswanderer", Pelle Moslin: „Keinvolk" und „Ein Tanz, während die Mutter wartet". Die an sich recht spannenden Erzählungen geben Kunde von dem Menschen und der gewaltigen Natur im Norden. Eintritt frei!

Der Zubardzer evang. Kirchengesangverein veranstaltet heute, Sonntag, für seine Mitglieder und eingeführte Gäste im Vereinslokale, Alexandrowska 101, ein Tee-Kränzchen. Beginn 3 Uhr nachmittags.

r. **Jahreshauptversammlung des evang.-luth. Posaunenchorvereins „Jubilate" an der St. Matthäikirche.** Am vorigen Sonntag, den 12. d. Mts., fand im eigenen Vereinslokale, Petrikauer 283, die erste offizielle Generalversammlung des Posaunenchorvereins „Jubilate" statt, zu der 64 Mitglieder erschienen waren. Nachdem aus dem Kirchenkollegium der St. Matthäigemeinde Franz Leonhardt, Christian Adolf Krause, Oskar Eckstein, Hermann Schütz, Artur Born und Rudolf Keilich sowie Gymnasiallehrer Julius Mathys als passive Mitglieder und Heinrich Bolke, Reinhold Schultz und Eugen Kaiser als aktive Mitglieder in den Verein aufgenommen waren, eröffnete Herr Konsistorialrat Pastor J. Dietrich die Versammlung mit einem Gebet, worauf vom Schriftführer, Herrn Wilhelm Gampe, die Niederschrift von der letzten Haupt- und Monatsversammlung sowie der Tätigkeitsbericht zur Verlesung gelangte. Aus letzterem ist zu entnehmen, daß der Verein am 29. März d. J. auf eine fünfjährige Tätigkeit zurückblicken kann und sich sehr gedeihlich entwickelt. Der Posaunenchor des Vereins hat unter Herrn Artur Kaisers Leitung befriedigende Fortschritte gemacht. Der Verein zählte zu Beginn des Jahres 127 aktive und passive Mitglieder sowie 1 Ehrenmitglied. Neu wurden 9 Kandidaten aufgenommen. Wegen Nichtentrichtung der Beitragsgebühren wurden 20 Mitglieder aus dem Verein gestrichen. Der Tod entriß dem Verein 3 passive Mitglieder und zwar: Eduard Feier, Heinrich Jeske und Gustav Jeck. Gegenwärtig zählt der Verein 103 aktive und passive Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied. Der Posaunenchor hielt im Laufe des Jahres 48 Uebungsstunden ab, die durchschnittlich von 26 Mitgliedern besucht waren. Sodann wurde das Andenken der verstorbenen Mitglieder geehrt. Für Eifer wurden folgende Herren ausgezeichnet: August Frenzel, Julius Fischer, Julius Seidel, Emil Friedrich, Eduard Deckert und Adolf Kur. Der Vereinskassierer, Herr Julius Seidel, erstattete sodann den Kassabericht, aus dem zu entnehmen ist, daß die Kasse einen Barbestand von 434,11 Zloty aufzuweisen hat. Das Vermögen des Vereins beträgt 8902,71 Zloty. Nachdem Herr Reinhold Kulisch im Namen der Revisionskommission den Rechenschaftsbericht erstattet hatte, sprach Konsistorialrat Pastor J. Dietrich im Namen aller Vereinsmitglieder der alten Vereinsleitung für die Arbeit, die geleistet wurde, seinen Dank aus. Nachdem hierauf Herr Stadtv. Reinhold Nehring noch an den Präses des Vereins, Herrn Konsistorialrat Pastor J. Dietrich, einige warme Worte gerichtet hatte, fand unter Posaunenspiel („Sanctus") die Enthüllung des zum Andenken an den scheidenden Präses Konf. Pastor J. Dietrich angefertigten Porträts desselben und seine Ernennung zum Ehrenpräses des Vereins statt. Die alte Verwaltung wurde sodann entlastet. Zum Versammlungsleiter wurde Herr Artur Kaiser gewählt, der zu Beisitzern die Herren Robert Dickoff und Eduard König und zum Schriftführer Herrn Philipp Kober berief. Nach einer 10 Minuten dauernden Unterbrechung gelangten vom Schriftführer, Herrn Kober, die von der zuständigen Behörde bestätigten Satzungen des Vereins zur Verlesung, die ohne Einwand von der Generalversammlung angenommen wurden. Es fand nun die Wahl der neuen Verwaltung statt. Gewählt wurden folgende Herren: Pastor Adolf Löffler: Präses des Vereins; Stadtverordn. Reinhold Nehring: Vizepräses; Vorstand der Aktiven: Eduard Deckert und August Frenzel; Vorstand der Passiven: Julius Heise und Franz Feige; Schriftführer: Emil Friedrich und Wilhelm Gampe; Kassierer: Julius Seidel und Reinhold Kulisch; Wirte: Julius Fischer und Richard Krajewski; Obmänner des Festausschusses: Karl Zinser und Eduard König; Archivare: Oskar Wirsch und Otto Schutz; Revisionskommission: Theodor Brunzlaff, Emil Lucius und Philipp Kober; Vertreter: Julius Werner; stellvertretender Dirigent: Hugo Heidrich und zum Lokalwirt: Adolf Kurtz. In den freien Anträgen wurden folgende Beschlüsse gefaßt: Die Einschreibegebühren für Aktive auf 3 Zl., für Lernende und Passive auf 5 Zloty zu erhöhen; Quartalssitzungen einzuführen; einheitliche Vereinsmützen anzuschaffen; 20 Prozent von den Einnahmen beim Spielen zu Beerdigungen der Vereinskasse zu assignieren und das Statut des Vereins in deutscher und polnischer Sprache für die Mitglieder in Form kleiner Bücher drucken zu lassen. Nachdem noch verschiedene innere Angelegenheiten des Vereins besprochen wurden, wurde die Sitzung um 8.30 Uhr geschlossen.

Aus dem Reiche.

Die Mißbräuche im Zgierzer Magistrat.

Der eine Defraudant ist Mitglied der Frakis, der andere — der Endecja.

Die öffentliche Meinung in Zgierz ist gegen den Magistrat gerichtet. Man ist sehr darüber aufgebracht, daß der Magistrat es an der nötigen Kontrolle hat fehlen lassen, so daß die Unterschlagungen begangen werden konnten. Ist es doch noch nicht allzu lange her, seitdem die Beamten Kral, Sokulski, Brzeziewicz und Suleja der Reihe nach den Magistrat um namhafte Beträge bestohlen hatten, und jetzt kommt schon wieder die Bombennachricht von der Defraudation Liwereks und Wieczoreks. Diesmal ist es aber eine viel größere Summe, als die früheren alle zusammen. Man spricht von 19 000 Zloty. Dieses ist für eine Stadt wie Zgierz, keine Kleinigkeit. Diese Defraudation geschieht in einer Zeit der größten Arbeitslosigkeit. Während Tausende arbeitslos umherlaufen und am Hungertuch nagen, werden öffentliche Gelder unterschlagen und dafür ein luxuriöser Lebenswandel geführt.

Die Lustrationskommission der Lodzer Starostei mit dem Selbstverwaltungsinspektor Szczerbinski an der Spitze sind immer noch mit den Lustrationsarbeiten des Zgierzre Magistrats beschäftigt. Dem Magistrat ist augenblicklich nicht gestattet, Ausgaben wenn auch nur von wenigen Groschen zu machen, bevor die Untersuchung nicht zu Ende geführt sein wird. Die Lustration hat ergeben, daß in der Bauabteilung des Magistrats fiktive Zahlungslisten geführt wurden und Gelder, die zur Auszahlung der Löhne an die städtischen Arbeiter bestimmt waren, in die Taschen der Defraudanten flossen. Man sagt, daß der Hauptschuldige Wieczorek sein soll, der während der Krankheit Liwereks sich zum größten Teil die Gelder angeeignet hat. Für uns sind folgende Punkte von ganz besonderer Wichtigkeit: Die Defraudation wurde von denjenigen Kreisen verübt, die über den früheren Magistrat, in dem die Sozialisten zwar nicht das entscheidende, aber doch ein Wort mitzureden hatten, den Mund recht breit aufrissen, denselben mit Schmutz bewarfen und ihm Unehrlichkeiten vorwarfen. Mit dem heutigen Magistrat haben die Sozialisten nichts gemein. Die N.P.R.-Leute und Endeken haben das Ruder inne. Und gerade in der Bauabteilung, die vom Vizebürgermeister Zajonczkowski (Endek) geleitet wird, geschieht die Defraudation. Als vor 2½ Jahren der jetzige Magistrat die Geschäfte übernahm, setzte Vizebürgermeister Zajonczkowski in der Bauabteilung seinen Vertrauensmann und Parteibruder Wieczorek ein. Dieser sollte aufpassen, daß in der Abteilung alles mit rechten Dingen zugehe. Und nun ist er der Hauptdefraudant. Liwerek dagegen ist, als das aus der P.P.S. durch ein Parteigericht ausgestoßene Mitglied Wojciechowski in Zgierz eine „Fraki"-Partei gründete, derselben sofort beigetreten. Eine wahrlich schöne Gesellschaft: **Der Endeke Wieczorek und der P.P.S.-Mann Liwerek unterschlagen 19 000 Zloty an öffentlichen Geldern.** Dieser Umstand ist umso interessanter, als gerade diese Kreise immer wieder über Stadtverwaltungen herfallen, in denen die Sozialisten Einfluß besitzen. Interessant ist auch der Umstand, daß die bürgerlichen Zeitungen, z. B. die „Freie Presse", die immer wieder an der Wirtschaft der Sozialisten etwas auszusetzen hat und in diesem Punkte wahre Hetzarbeit leistet, zu dieser Defraudation keine Stellung nimmt und sich kaum mit der trockenen Mitteilung hierüber begnügt. Hoffentlich werden die Wähler doch bald einsehen, wer die wahren Interessen der breiten Massen vertritt, und bei den nächsten Wahlen, die im kommenden Sommer kommen müssen, sich entsprechend einstellen. Auch dürften die beiden Defraudanten, die jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen, Zeit haben darüber nachzudenken, wie sich alles im Leben ändert, wie das Leben einmal so schön war und jetzt die Zelle so eng und finster ist, und daß alles doch ans Licht kommt, wenn es auch noch so fein gesponnen ist. (Abt.)

Beilegung des Buchdruckerstreiks in Krakau.

Ein staatliches Schiedsgericht soll entscheiden.

Wie wir berichteten, war am vergangenen Montag in Krakau ein Buchdruckerstreik ausgebrochen, weshalb seit diesem Tage in Krakau keine Zeitungen herauskamen, mit Ausnahme des sozialistischen „Naprzod", der den neuen Vertrag mit dem Buchdruckerverband unterzeichnete. Die Verhandlungen haben dahin geführt, daß zur Schlichtung des Konflikts (die Arbeiter verlangen Einhaltung des Tarifs und das Versprechen der Druckereibesitzer, ein Jahr lang keine neuen Lehrlinge anzunehmen, damit die Arbeitslosigkeit im Buchdruckgewerbe nicht noch größer werde) eine sog. staatliche Schlichtungskommission angerufen werden soll. Daraufhin haben sich die Buchdrucker bereit erklärt, am 17. d. Mts. zum Abend wieder zur Arbeit zu erscheinen. Gestern waren bereits wieder die Krakauer Zeitungen erschienen.

Aushebung einer Banditenbande.

Die Lodzer Untersuchungspolizei hat in der letzten Zeit Mitteilungen über Banditenüberfälle in den Kreisen Sieradz, Wielun, Radomsko und Lenczyca erhalten. Sie stellte energische Nachforschungen nach den Banditen an. Die Spuren führten in zwei Richtungen: zur deutschen Grenze und zum Kreise Kutno. Vor einigen Tagen begab sich nun Kommissar Semler vom Lodzer Wojewodschafts-Untersuchungsamt in Begleitung eines größeren Polizeiaufgebots nach dem Kreise Kutno. Schon an der Grenze dieses Kreises konnte ein Schlupfwinkel der Banditen entdeckt werden. Sie wurden im Schlaf überrascht und in Ketten gelegt. Es erwies sich, daß es die Anführer der Bande waren, und zwar Stanislaw Mechula und Wladyslaw Rzeczkowski aus dem Kreise Sieradz, beide wegen Ueberfälle bereits mehrfach vorbestraft. Unter starker Eskorte wurden sie nach dem Gefängnis in Kutno abgeführt. die übrigen Mitglieder der Bande werden verfolgt. (w)

Krankenkassenkommissar verkauft eine Apotheke.

Wie der „Dziennik Ludowy" aus Nadworna meldet, hat der dortige Kommissar der Krankenkasse, Zielinski, die feste Absicht, die Apotheke der Kasse, die erst vor kurzem neu eingerichtet wurde, zu verkaufen. Vor einiger Zeit hat der Herr Kommissar sogar ein Auto zum Ausfahren der Arzneien gekauft und jetzt verkauft er die Apotheke. Die ganze Sache erscheint um so verdächtiger, da als Käufer ein gewisser Gärtner offeriert, der mit seiner Apotheke schon zweimal Bankrott gemacht hat.

Chojny. Jahresversammlung der Ortsgruppe der D.S.A.P. Heute, um 10 Uhr vormittags, findet im Parteilokale, Rysza 36, die Jahresversammlung der Ortsgruppe Chojny mit Neuwahl des Vorstandes statt. In dieser Versammlung wird Bericht über die Tätigkeit der Ortsgruppe im verflossenen Jahre erstattet werden. Außerdem stehen andere außerordentlich wichtige Fragen zur Beratung, die das vollzählige Erscheinen der Mitglieder erforderlich machen.

Mitgliederversammlungen der Ortsgruppen der DSAP.

Sonnabend, den 25. Januar, um 7 Uhr abends

Ortsgruppe **Konstantynow** — Referent **Kociolek**

„ **Alexandrow** — „ Abg. **Zerbe**

Sonntag, den 26. Januar, um 9.30 Uhr früh

„ **Zdunska-Wola** — Referent **Ewald**

Sonntag, den 26. Januar, um 3 Uhr nachm.

„ **Tomaschow** — Referent **Kociolek**

„ **Ozorkow** — „ Abg. **Zerbe**

Konstantynow. Das städtische Schlachthaus. Das städtische Schlachthaus wurde am 1. Juli 1929 dem Betriebe übergeben. Es besitzt eine Abteilung für Schweine und eine rituelle Schlächterei. In den Kellerräumen sollen Kühlräume errichtet werden. Es werden durchschnittlich pro Monat geschlachtet: Schweine 230 Stück, Kühe 115, Kälber 20. Die Einnahmen betragen durchschnittlich im Monat 1805 Zloty. Ausgaben für Bedienung, Heizung usw. betragen 450 Zloty monatlich, so daß ein Reingewinn von 1355 Zloty monatlich verbleibt.

kw. — Ausflug der deutschen Volksschule nach Lodz. Am Montag unternehmen über hundert Schüler der hiesigen Volksschule einen Ausflug nach Lodz. Beteiligt an diesem Ausfluge sind Kinder der dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten Klasse. Geleitet werden die Kinder von den Lehrern Kraft, Gellert und Frank. Es wird der zoologische Garten im Helenenhof, das Museum an der Petrikauer und das städtische Bildungskino besucht. Durch eine Beihilfe des Magistrats wurde es ermöglicht, daß Kinder, deren Eltern arbeitslos sind, an dem Ausfluge teilnehmen können.

kw. — Stadtratsitzung. Am 27. ds Mts. findet eine Sitzung des Stadtrats statt, auf der sehr viele wichtige Angelegenheiten erledigt werden sollen. So soll die Wahl einer Revisionskommission, welche die Magistratswirtschaft einer Kontrolle unterziehen soll, vorgenommen werden. Außerdem soll ein Antrag um Auflösung des Stadtrats und Ausschreibung von Neuwahlen kommen. Es wird auch das umfangreiche Protokoll der Aufsichtsbehörden über die im Herbste vorgenommene Revision der Stadtwirtschaft zur Verlesung gelangen. Dieser Sitzung wird allgemein mit großer Spannung entgegengesehen.

Tomaschow. Der Streit um die ehemalige Alexanderschule endgültig zugunsten der evngelischen Gemeinde entschieden. Zwischen der evangelischen Gemeinde in Tomaschow und der Stadtverwaltung herrschte bekanntlich seit langer Zeit ein Streit um den Besitz des Gebäudes der früheren Alexanderschule in der Teklastraße 11, in der sich gegenwärtig die städtische Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache befindet. Das Gebäude dieser Schule, die früher evangelische Gemeindeschule und somit Eigentum der Gemeinde war, hat die Stadt vor über 20 Jahren unrechtmäßig in Besitz genommen und das Eigentumsrecht der evangelischen Gemeinde nicht anerkannt. Schon im Jahre 1913 ist die evangelische Gemeinde gegen die Stadt Tomaschow um den Besitz des Schulgebäudes klagbar geworden, doch wurde das Prozeßverfahren durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg verhindert. Erst im Jahre 1926 kam der Prozeß vor dem Petrikauer Bezirksgericht zur Verhandlung, wobei das Gericht den Prozeß zugunsten der evangelischen Gemeinde entschied und der Stadt das Eigentumsrecht auf das Schulgebäude absprach. Die damalige Stadtverwaltung hat sich mit diesem Gerichtsspruch jedoch nicht zufrieden gegeben und eine Kassationsklage beim Obersten Gerichtshof in Warschau eingereicht. Der Kassationsprozeß fand nun dieser Tage statt und wurde wieder zugunsten der evangelischen Gemeinde entschieden, indem die Kassationsklage der Stadtverwaltung abgelehnt wurde. Der evangelischen Gemeinde wurde das Eigentumsrecht auf das Schulgebäude endgültig zuerkannt, da der Spruch des Obersten Gerichtshofs nicht mehr anfechtbar ist. Außerdem wurde die Stadt verurteilt, an die evangelische Gemeinde die Miete für die Benutzung des Gebäudes für eine Zeit von zehn Jahren zu zahlen. Der gegenwärtige Magistrat hat sich mit der evangelischen Gemeinde bereits dahin verständigt, daß das Gebäude der Stadt für die deutsche Volksschule mietweise überlassen wird.

— Städtische Hilfe für die deutsche Abendschule. Durch Bemühungen der Vertreter der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in der Tomaschower Stadtverwaltung wurde im November 1928 von der Stadt für die deutsche Bevölkerung eine Abendschule für Erwachsene mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet. Die Schule, die von über 100 deutschen Werktätigen besucht wird, entwickelt sich sehr gut. Im neu beschlossenen Stadtbudget wurde der deutschen Abendschule ein Subsidium von 500 Zloty zuerkannt.

— Selbstmordversuch eines Defraudanten. Wir berichteten dieser Tage, daß der Defraudant Buczik in Warschau verhaftet worden sei. Als er unter Polizeieskorte nach Tomaschow transportiert wurde, trank er plötzlich eine giftige Flüssigkeit, weshalb er nach dem städtischen Krankenhause gebracht werden mußte. (w)

Warschau. 275 mal wegen Trunkenheit arretiert. Den Weltrekord an Trunkenheit scheint der frühere Briefträger Purchlak aus Warschau erreicht zu haben. Er ist im vergangenen Jahre nicht weniger als 275mal im betrunkenen Zustand von der Polizei arretiert worden. — Ein trauriger Rekord.

Inowraclaw. Großfeuer mit Menschenopfern. Donnerstag, um ½9 Uhr abends, brach in Radejewice bei Inowroclaw auf dem Restgutgrundstück des Landwirts Benzin Feuer aus, das mit großer Schnelligkeit auch auf das Nachbargrundstück des Landwirts Heupel übergriff. Es verbrannten sämtliche Wirtschaftsgebäude mit der gesamten diesjährigen Ernte. Bei den Rettungsarbeiten des Benzinschen Grundstücks beteiligte sich in aufopfernder Weise ein Arbeiter von Benzin. Er erlitt dabei den Erstickungstod. Der Arbeiter war 23 Jahre alt und unverheiratet. Ferner fanden 3 Pferde, 6 Kühe, 24 Schweine und sämtliches Geflügel den Tod in den Flammen, ebenso wurden durch das Feuer sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen, Wagen und Geräte zerstört. Der Schaden, der weit über 100 000 Zloty beträgt, ist nur teilweise durch Versicherung gedeckt. Die Ursache des Feuers konnte noch nicht festgestellt werden.

Kattowitz. Im Alkoholrausch einen halsbrecherischen Ritt gemacht. In Königshütte hatte der Mieter F. G., der Fuhrwerksbesitzer ist, dem Alkohol ziemlich zugesprochen. In diesem Zustand wollte er sich als Kunstreiter produzieren. Er holte seinen braven Gaul aus dem Stall, schwang sich auf ihn und kletterte mit dem Pferd die Treppe hinauf zum ersten Stock. Schließlich riefen die Mitbewohner die Polizei. Doch nun wurde guter Rat teuer, wie jetzt den Gaul wieder hinunterbringen? Unter großen Schwierigkeiten und Zuhilfenahme einiger kräftiger Männer konnte auch das Pferd hinuntergebracht und wieder in den Stall geführt werden. Der Kunstreiter hat aber für seine halsbrecherische Tat noch eine Polizeistrafe wegen groben Unfugs zu gewärtigen.

Bücherschau.

Spezialnummer der „Times" über Polen und Freistaat Danzig. Als ein Glied in der Reihe von großen illustrierten Spezialnummern, die „The Times" mit kurzen Zwischenräumen erscheinen läßt, wird das Blatt in der letzten Hälfte des Januar eine Spezialnummer über Polen und den Freistaat Danzig herausgeben. Diese Nummer wird, wie ihre Vorgängerin in der Reihenfolge, die „Canada"-Nummer, die im Dezember erschien, eine ausführliche Beschreibung der beiden natürlichen Hilfsquellen des Landes und ihre Nutzbarmachung in den späteren Jahren enthalten. Das Blatt kann portofrei und direkt an jede aufgegebene Adresse gegen Einsendung von 1,50 Zloty von „The Times Copenhagen Office, Jorcks Passage, Kopenhagen, Dänemark" bezogen werden.

Deutsche Sozial. Arbeitspartei Polens.

Achtung! Mitglieder in Lodz!

Da eine Reihe von äußerst wichtigen Fragen zu besprechen sind, werden in sämtlichen Ortsgruppen der Stadt Lodz

Mitgliederversammlungen

veranstaltet, und zwar:

Lodz-Nord, Rajtera 13, am Sonntag, den 19. d. M., um 10 Uhr vormittags.

Lodz-Widzew, Rokicinska 54, am Sonntag, den 26. d. M., um 10 Uhr vormittags.

Die Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen ersucht

Fraktionssitzung der Stadtverordneten.

Mittwoch, den 22. d. M., 7½ Uhr abends, findet in der Petrikauer 109 eine Sitzung der Stadtverordneten statt Außer den Stadtverordneten haben auch die Mitglieder der verschiedenen Magistratskommissionen teilzunehmen.

Das Präsidium der Fraktion.

Der gemischte Chor der Ortsgruppe Lodz-Zentrum hält jetzt wieder regelmäßig jeden Montag, ab 7.30 Uhr abends, seine Singstunden ab. Neue Mitglieder, die sich in diesen Tagen melden können werden gern aufgenommen.

Gonorrhöe.

(Ist die Krankheit vollständig heilbar?)

Von Dr. med. Różaner, Lodz.

Würde diese Frage in bezug auf eine andre venerische Krankheit gestellt, z. B. Syphilis, so wäre die Antwort sehr kompliziert, denn in der medizinisch-wissenschaftlichen Welt wird diesbezüglich sehr viel geschrieben und debattiert — die Frage jedoch, die uns heute als Thema dient, wird fast immer ignoriert und verschwiegen. Dessenungeachtet finden wir die Angelegnheit für aktuell und wichtig nicht nur im Hinblick darauf, daß es jetzt Karnevalszeit ist und überall die Losung herrscht: „Genieße, solange die Zeit es erlaubt", sondern auch aus anderen Gründen.

Fast jeder Kranke auf Gonorrhöe, der zum Arzt zwecks Linderung seiner Schmerzen kommt, interessiert sich vorderhand mit der Frage, ob er sich vollständig und radikal kurieren kann! Das Sprichwort, jeder Tripper sei heilbar, nur der erste nicht, wirft direkt einen Schrecken auf jeden neuen Patienten. Was soll nun der Arzt einem solchen Patienten auf seine Fragen antworten? Kann er wirklich diesem versichern, daß nach einer gewissen Zeit die Krankheit verschwinden wird, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen? Im allgemeinen — ja! Gonorrhöe ist eine Krankheit, die, energisch und zur richtigen Zeit kuriert, und speziell, wenn der Kranke sich entsprechend verhält, größtenteils eine absolute Heilung ermöglicht. Jedoch — auch hier herrscht das „Jedoch" — sind Fälle bekannt, in welchen ungeachtet der energischsten Bemühungen in der Behandlung es nicht gelingt, sämtliche im Organismus befindlichen Bakterien zu töten. Es entsteht nun die Frage, wie lange können die Gonokokken (Tripper-Bakterien) im menschlichen Organismus leben?

U. a. antwortet auf diese Frage Prof. Hirsch, der einen Fall beschreibt, wo die Gonokokken in einem seitigen Kanal — neben dem Urinkanal — fast ganze 10 Jahre lebten — und nur durch Zufall entdeckt wurden. Der Patient erlitt eine kleine Verwundung am Geschlechtsorgan; darauf fand man in der Wunde Gonokokken. Im Laufe der 10 Jahre merkte der Patient nichts davon und hatte nicht den leisesten Beweis hierfür und war überzeugt, daß er vollständig geheilt ist.

Einen anderen Fall erzählt Dr. Weimann. Im Jahre 1926 kam ein Patient zu ihm, der 1911 einen Tripper hatte; dieser hatte eine Entzündung der Prostata (einer Drüse, die sich neben der Blase befindet) zur Folge und es entstand eine Fistel. Im Jahre 1924 heiratete der Mann, hat seine Frau angesteckt. Der Patient wurde nun untersucht, und wirklich fand man im Eiter der Wunde Gonokokken. Und doch wußte der Mann nicht, daß er krank war!

Dies beweist nur zur Genüge, wie weit richtig und scharfsinnig die Antwort war, die Prof. Riccord gab, als man sich an ihn mit der Frage wandte, betreffs der Dauer eines Trippers: „wir wissen, wann er anfängt, und nur der liebe Gott weiß, wann er endigt". Der Arzt muß nun sehr vorsichtig sein, wenn es sich darum handelt, einen Patienten als vollständig gesund zu erklären. Und dies nicht nur im Falle bei der Erteilung einer Heiratserlaubnis (in diesem Falle kommt die Frau als Opfer in Betracht), sondern im allgemeinen sogar bei Unverheirateten — denn hier können viele Opfer sein!

Der Laie, und welcher Patient mit wenigen Ausnahmen ist es nicht? — der nach einer gewissen Zeit der Behandlung sich besser fühlt, und die allgemein gut bekannten Indizien des Trippers nicht mehr empfindet, der Laie also beginnt nun auf den Arzt mit Mißtrauen zu schauen, der an ihm die verschiedenen nicht verständlichen Manipulationen vornimmt, die der gewissenhaft Arzt nun einmal vornehmen muß, und betrachtet dies alles wie eine „Schikane" seitens des Arztes.

Diese „Schikan"- oder „Provokations"-Mittel, die der Arzt benutzt, um sich zu vergewissern, ob die Gonokokken wirklich verschwunden sind, sind verschiedener Art: mechanische, chemische und biologische. Die Untersuchung des Ausflusses vom Urinkanal nach einer solchen „Provokation", die den Zweck hat zu erklären, ob wirklich keine Gonokokken mehr enthalten sind, ist nur dann zweckmäßig und maßgebend, wenn solche Untersuchungen mehrmals vorgenommen werden. Besonders ist Vorsicht geboten bei Frauen, da diese Trägerinnen der Bakterien sein können, ohne irgend welche Beweise einer Krankheit hervorzurufen; und doch sind solche Frauen eine Gefahr und eine Quelle der Ansteckung für ihre Partner.

Manche französischen Gelehrten praktizierten letztens noch ein Mittel, um zu erfahren, ob noch irgend welche Gonokokken im menschlichenOrganismus enthalten sind, die man mit den früher erwähnten Mitteln nicht herausfinden konnte, u. zw., indem sie den Samen des betr. Kranken kultivierten (sogenannte Sperma-Kultura). In gewissen Fällen zeigten diese die Anwesenheit von Gonokokken.

Wenn wir in Betracht ziehen, daß der Tripper schon lange nicht mehr als unschuldige und wenig gefährliche Krankheit betrachtet wird, sondern vielmehr als ein Feind, der seine gefährlichen Krallen sogar nach vollständiger Heilung zeigen kann, — in Form von Kinderlosigkeit, Verengung des Urinkanals usw. — werden wir begreifen, wie sehr wichtig die Mittel und Wege sind, die der Arzt anwenden muß, um sich und dem Patienten die Gewißheit vollständiger Heilung zu geben, einer Gewißheit, die, mit wenigen Ausnahmen, doch immer erzielt werden kann.

Radio-Stimme.

Sonntag, den 19. Januar.

Polen.

Warschau (212,5 kHz, 1411 M.).
12.10 Sinfonische Matinee, 16.20 Schallplattenkonzert, 16.55 Kanarienvogel-Konzert, 17.40 Konzert, 20.15 Populäres Orchesterkonzert, 23 Tanzmusik.

Kattowitz (734 kHz, 408,7 M.).
16 Populäres Orchesterkonzert, 17.40 Konzert, 19 Verschiedenes, 20 Abendkonzert.

Krakau (959 kHz, 313 M.).
16 Populäres Orchesterkonzert, 17.40 Konzert, 23 Tanzmusik.

Posen (896 kHz, 335 M.).
17 Schallplattenkonzert, 17.45 Kinderstunde, 18.50 Solistenkonzert, 22.30 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
13.00 Schallplattenkonzert, 14.10 Märchen, 15.10 Xaver Scharwenka, 16.10 Mandolinenorchester-Konzert, 18 Unterhaltungsmusik, 20.30 Operette „Don Cesar".

Breslau (923 kHz, 325 M.).
8.45 und 9.30 Morgenkonzert, 16.20 Franz Lehar, 19.30 Toni Jaeckel singt zur Laute, 22.30 Tanzmusik.

Frankfurt (770 kHz, 390 M.).
11.30 Konzert, 12.30 Stunde des Chorgesanges, 16.30 Unterhaltungsmusik, 19.30 Volkstümliches Konzert, 23 Tanzmusik.

Hamburg (806 kHz, 372 M.).
7 Hafen-Frühkonzert, 10.55 Gottesdienst, 16.15 Nachmittagskonzert, 17 Konzert, 20 Alpenball.

Köln (1319 kHz, 227 M.).
7 Schallplattenkonzert, 12 Geistliche und weltliche Volkslieder aus vier Jahrhunderten, 13 Mittagskonzert, 16.30 Unterhaltungsmusik, 17.30 Dr. Dolittles Abenteuer „Die Seeräuber", 20 Volkskonzert.

Wien (581 kHz, 517 M.).
10.30 Motetten altniederländischer Meister, 11.10 Konzert, 14.10 und 16.15 Schallplattenkonzert, 18.50 Kammermusik, 20.05 Verschiedenes Metier.

Montag, den 20. Januar.

Polen.

Warschau (212,5 kHz, 1411 M.).
12.10 und 16.45 Schallplattenkonzert. 17.45 Leichte Musik, 20.30 Internationales Konzert, 23 Tanzmusik.

Kattowitz (734 kHz, 408,7 M.).
Warschauer Programm.

Krakau (959 kHz, 313 M.).
Warschauer Programm.

Posen (896 kHz, 335 M.).
13.05 Schallplattenkonzert, 17.45 Weihnachtsgesänge, 18.15 Konzert, 22.15 Tanzunterricht.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
11.15, 14 und 19.20 Schallplattenkonzert, 16.30 Konzert 17.30 Jugendstunde, 22.30 Funk-Tanzunterricht.

Breslau (923 kHz, 325 M.).
12.20 und 13.45 Schallplattenkonzert, 16.30 Unterhaltungsmusik, 19.15 Abendmusik, 20.30 Schlesische Kunststätten, 21 Orgelklänge.

Frankfurt (770 kHz, 390 M.).
12.30 und 13.30 Schallplattenkonzert, 15.15 Jugendstunde, 19.30 VII. Montagskonzert, 21.30 Johann Strauß.

Hamburg (806 kHz, 372 M.).
7.20 und 11 Schallplattenkonzert, 13.05 Konzert, 16.15 Deutsche Jugendstunde, 18 und 19 Unterhaltungskonzert, 20 Volkstänze für Orchester, 21 Niederelbisches Chorkonzert.

Köln (1319 kHz, 227 M.).
7, 10.15 und 12.10 Schallplattenkonzert, 13.05 Mittagskonzert, 17.30 Vesperkonzert, 20 August Conzadi, der Vater der Berliner Operetten.

Wien (581 kHz, 517 M.).
11 Vormittagskonzert, 15.30 Nachmittagskonzert, 17 Musikalische Kinderstunde, 19.05 Puppenspiel „Adam, Adamerl und Eva", 20.30 Internationales Konzert.

Verantwortlicher Schriftleiter Otto Heike.
Herausgeber Ludwig Kuk. Druck «Prasa», Lodz, Petrikauer 101



Znak zastrz.



Theater- u. Kinoprogramm.

Stadt-Theater: Sonntag nachm. „Szwejk", abends „Zyankali"; Montag „Kreutzer-Sonate"; Mittwoch Premiere „Vater"
Splendid: Tonfilm „Der singende Narr"
Apollo: „Erotikon"
Beamten-Kino: „Das Weib und der Narr"
Capitol: „Die scharlachrote Dame"
Casino: „Frau im Mond"
Grand Kino: „Land ohne Frauen" Geliebte № 68)
Kino Oswiatowe „Jungfrau von Orleans"
Kino Uciecha: „Das Karussell der Sünde"
Luna: „Die Arche Noahs"
Odeon: „Der verliebte Leichnam"
Przedwiośnie „Das Grabmal des Unbekannten Soldaten"
Reduta: „Das verbotene Viertel von Algier" u. „Der Brandstifter brennt"
Swit „Der überflüssige Mensch"
Wodewil u. Corso: „Der Teufelsreporter"
Zachęta; „Der Mann, der lacht"

Das Agrarexperiment des Sowjetstaates.

Karl Marx im russischen Dorf. — Ein Riesenprojekt in der Durchführung begriffen. — Die Technik als Lokomotive der Revolution. Von der „eigenen Scholle" zur Getreidefabrik.

Nachstehender Artikel, der aus der Feder des sozialistischen Volkswirtschaftlers Dr. Ernst Nölting stammt, wurde in der „Weltwirtschaftlichen Korrespondenz" veröffentlicht. Er beschäftigt sich mit dem gegenwärtig in der Durchführung begriffenen Versuch, die russische Agrarwirtschaft vom Einzelbetrieb zum Kollektivbetrieb umzustellen. Diese Umgestaltung ist ein Teil des bekannten Fünfjahresplanes. Es dürfte immerhin reizvoll sein, einen allgemeinen Ueberblick über das bemerkenswerte Projekt zu gewinnen.

Die russische Revolution bedeutete zunächst eine ungeheure Stärkung und Befestigung des Bauerntums. Die bäuerliche Schuldknechtschaft und sämtliche noch bestehenden feudalen Lasten fielen mit einem Schlage weg. Der Boden, bisher nur zum geringen Teil im Besitz der Bauern und meist nur durch Pachtvertrag vom Großgrundbesitzer gepachtet, kommt mit einem Male unbelastet ohne irgendwelche Rentenabfindung in den Besitz und die Verfügungsgewalt der Bauern. Nach den Berechnungen der russischen statistischen Aemter sind es volle 140 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Flächen gewesen, einst der Zarenfamilie, dem Fiskus, dem Großgrundbesitz zugehörig, die dem Bauern zufielen.

Gegen diese bäuerliche Wirtschaft, ihrem Wesen nach individualistisch,

richtet sich seit zwei Jahren planmäßig und zielbewußt die neue russische Agrarpolitik, die sich die Aufgabe stellt, auch die Landwirtschaft in den großen Prozeß der Sozialisierung einzubeziehen, indem der einzelwirtschaftende Bauer zugunsten kollektiver Wirtschaftsformen mehr und mehr zurückgedrängt wird. Zwar wandte sich die neue ökonomische Politik (Nep) des Jahres 1921 in keiner Weise gegen den Bauern, dessen privatwirtschaftliches Streben sie sogar begünstigte, da sie davon eine Hebung der landwirtschaftlichen Produktion erwartete. Die Gründung und der Ausbau der landwirtschaftlichen Genossenschaften (Produktions-, Absatz- und Kreditgenossenschaften) nach deutschem und dänischem Muster geschah nicht so sehr, um eine der kollektiven Verfassung der Landwirtschaft nahestehende Organisationsform zu entwickeln, als aus dem gleichen Grunde der möglichen Hebung der landwirtschaftlichen Produktivität.

Seit 1927 setzt jedoch die neue Periode der agrarkommunistischen Umbildung der russischen Landwirtschaft ein,

ein Versuch, der im Gegensatz zu den vereinzelten Versuchen eines besitzlosen Gemeinschaftslebens auf dem Lande, wie sie in den ersten Jahren der Revolution ziemlich willkürlich erfolgten, eine planmäßige, mit ganz großen Mitteln durchgeführte Aktion des Staates darstellt. Die Technik ist dabei der Schrittmacher auf diesem Wege: Man richtete Traktorenstationen ein, mit 200 bis 300 und mehr Traktoren, die über alle Hilfsmittel sowie über geschultes technisches und landwirtschaftliches Personal verfügen. Diese Zentralstellen schließen mit den Dörfern ringsherum Verträge ab, wonach sie einheitlich das Land bestellen, mit einheitlich ausgewähltem Saatgut die Aecker einsäen, während als Gegenleistung die Hingabe eines Teiles der Ernte vereinbart wird. Damit aber schwindet die individuelle Landnutzung zugunsten einer kollektiven Landbestellung, die es möglich macht, nach einheitlichen Grundsätzen die richtige Fruchtwechselfolge, die ordnungsgemäße Düngung und Bearbeitung des Bodens durchzuführen.

Dieses ist mit die Grundlage für die Herausbildung immer höherer Formen kollektivistischer Landwirtschaft.

Auf dieser Grundlage werden die drei höheren Formen aufgebaut: 1. die Genossenschaft zur gemeinsamen Bodenbenutzung, 2. das Artel und 3. die Kommune.

In der ersten, der niedrigsten Stufe der Sozialisierung, legen die Bauern nur das Land zusammen, das sie gemeinsam bearbeiten, während der Ertrag auf den einzelnen nach Art und Größe des eingebrachten Landes, nach dem Maße der von ihm beigesteuerten Maschinen- und Gespannleistung und den von ihm geleisteten Arbeitsstunden verteilt wird. Alles übrige aber bleibt individueller Besitz: das Haus, die Arbeitsgeräte, das Vieh, der Garten usw.

In der nächsthöheren Stufe, dem „Artel", werden das gesamte Zuchtvieh, die Wirtschaftsgebäude und überhaupt sämtliche Produktionsmittel in die Genossenschaft zu gemeinsamem Eigentum eingebracht. Der Jahresertrag wird auf die einzelnen entsprechend dem dargestellten Verfahren verteilt.

Die Kommunen, die höchste Stufe in diesem Kollektivierungsprozeß, bringen nicht nur die Gemeinsamkeit des Besitzes, sondern auch der Lebensführung. Während im Artel die Familien noch in ihren eigenen Häusern leben, in denen sie den auf sie entfallenden Ertrag verzehren,

wohnen in der Kommune die Menschen in großen Gemeinschaftshäusern mit gemeinsamen Speisesälen, Lese- und Theaterräumen zusammen,

und auch alles andere Leben spielt sich gemeinsam ab. Für die Kinder, die Kranken und Alten sorgt die Gemeinschaft durch besondere Einrichtungen, deren Kosten vorweg aus dem Gesamtertrag bestritten werden. Entscheidend ist, daß diese letzte und höchste Form kollektivierter Landwirtschaft, wie noch neuerdings eine Parteiresolution ausdrücklich hervorhebt, das Ziel ist, demgegenüber die zuerst geschilderten Formen nur als Uebergangsstufen Berechtigung haben.

Verstärkt wird das Bestreben nach immer weiterer Kollektivierung durch die mit größter Energie verfolgte Tendenz, durch Zusammenhang immer größere Einheiten zu schaffen. Gegenwärtig dürften fünf Millionen Menschen diesen Kollektivwirtschaften zugehören, Ende nächsten Jahres sollen es bereits 13 Millionen Menschen, das sind 3,5 Millionen Haushaltungen, sein, während die von diesen Betrieben bebaute landwirtschaftliche Nutzfläche 13 Millionen Hektar umfassen soll.

Neben den Kollektivwirtschaften ist noch eine neue Form sozialisierter Landwirtschaftsbetriebe entstanden: die Getreidefabrik. Die riesenhaften früheren Staatsgüter, die noch jungfräulichen Boden der weiten Steppen, die für landwirtschaftliche Kultur sich eignen, sind in erster Linie die Orte dieser neuen Organisationsform,

die auf den Menschen überhaupt verzichtet, die auf beinahe menschenleerem Raum nur noch die Maschinen und die Natur arbeiten läßt.

Die größte dieser staatlichen Getreidefabriken heißt „Gigant". 130 000 Hektar umfaßt dieses größte Staatsgut, von dessen Boden bisher etwa die Hälfte, 62 000 Hektar, in Kultur genommen und zum größten Teil mit Weizen und Gerste angebaut ist. Nur neun Tage waren notwendig, um mit 460 Traktoren, von denen jeder 16 Stunden am Tage in zwei Schichten arbeitete, und mit nur 2500 Arbeitern die ganze riesige Fläche herzurichten, d. h. zu pflügen, eggen, walzen, einsäen usw. Die Arbeiter wurden zu diesem Zwecke aus der näheren und weiteren Umgebung herbeigezogen, kampierten in Zelten und wurden aus Zeltküchen verpflegt. Seitdem liegen die riesigen Landstrecken menschenleer, wogende Felder grünen Getreides, bis im Herbst 6000 Menschen kommen sollen, die in zwei bis drei Wochen dieses ganze Gebiet abernten werden.

Den Einwand, daß bei so einseitiger Bestellung immer die Möglichkeit bestände, daß durch Witterungsunbilden der ganze Ertrag zugrunde geht, läßt die Sowjetregierung nicht gelten, da in den verschiedenen Landesteilen mit ihren Verschiedenheiten des Klimas ein Ausgleich stattfinden würde.

44 solcher staatlichen Getreidefabriken sind bisher schon gegründet,

davon 6 zu je 22 000 Hektar, 9 bis zu 30 000 Hektar, 9 bis zu 40 000 Hektar, 10 bis zu 50 000 Hektar und 10 über 50 000 Hektar. Zahl wie Umfang sollen in den nächsten Jahren mächtig erweitert werden. Während gegenwärtig die Staatsbetriebe nur 2 Prozent der Bodenfläche einnehmen, sollen dieselben 1932/33 bereits 25,5 Prozent einnehmen, um dann ständig in verstärktem Maße zuzunehmen. So ist das Ziel klar. Der Bauer erlebt eine entscheidende Wandlung in seinem gesellschaftlichen Sein: aus einem individualistischen Wirtschafter wird er zum „Arbeiter in der Agrarfabrik", der sich von den anderen Arbeitern nur noch ebenso unterscheiden wird wie der Arbeiter in einer Branche von dem einer anderen Branche. Der Bauer wird Arbeiter und so auch in seinen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnissen der proletarischen Arbeitermasse eingegliedert, die Träger des Staates sein soll.

Ein Umwandlungsprozeß ungeheuren Ausmaßes

— denn es handelt sich um 130 Millionen Sowjetbauern — und ungeheurer Bedeutung nicht nur für Rußland, sondern auch für die gesamte Welt. Ob das russische Experiment gelingen wird, steht noch aus. Neben den Schwierigkeiten organisatorischer Art werden allergrößte Schwierigkeiten menschlicher Art sich ergeben, die notwendig aus einer so grundlegenden Veränderung aller bisherigen Lebensformen erwachsen. Der Sowjetstaat wird alle Machtmittel, verwaltungstechnischer, wirtschaftlicher und geistiger Art für diesen Kampf mobilisieren, der zugleich über sein eigenes Schicksal die Entscheidung bringen wird. Es wird unerläßlich sein, die hier angedeutete Entwicklung mit aller Aufmerksamkeit zu verfolgen, unbeschadet unserer schärfsten Ablehnung der sowjetistischen Herrschaftsmethoden.

Ernst Nölting.

Exzellenz Goethes Küchenzettel.

„Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!" rief die achtzigjährige Exzellenz und saß steif und kerzengerade in seinem großen Ohrenfauteuil. „Frauenzimmerchen, sie hat gar keine eigenen Ideen! Nicht ein bißchen Initiative! Sie hört doch, daß ich morgen Gäste erwarte! Zwei englische Lords und einen Herrn aus Wien — da soll doch meine Tafel im Glanz besteh'n!"

Ganz zusammengeknickt, stand Goethes Köchin da, sie war ohnedies so klein und rundlich, aber nun gewahrt man sie fast gar nicht, die Demoiselle Käthe Raupach — des Dichters Raupach Tochter, die glücklich gewesen war, nach dem Zusammenbruch ihres väterlichen Hauses bei Exzellenz von Goethe als Köchin unterzukommen.

Doch wenn Seine Exzellenz nur ein klein wenig ungehalten war, da war Demoiselle Käthe so todunglücklich — daß sie gleich ans Sterben dachte.

„Geh', hol sie mir meine Schwiegertochter, die junge Frau von Goethe — vielleicht hat die eine gute Idee!" gebot Seine Exzellenz nach einer Weile des nachdenklichsten Schweigens.

„Halten zu Gnaden, die Schneiderin ist bei der Gnädigen!" warf Demoiselle Käthe ängstlich ein.

„Ah! Das tut nichts! Sollten die Weiberchen nicht immer nur an Putz und Tand denken! Mein Speisezettel ist wichtiger! Hol' sie, die Madame Goethe!"

Hurtig lief Demoiselle Käthe davon, so eilig, daß sie nicht gewahrte, daß ihre dünnen, langen Zöpflein sich aus dem Neste lösten und wie zwei flinke Schlänglein hinterdrein liefen. Nach kürzester Frist stand die jugendlich schlanke Ottilie von Goethe vor ihrem Schwiegervater. Liebenswürdig lächelnd, dabei innerlich fluchend, denn er hatte sie in einer wichtigen Besprechung mit ihrer Modistin gestört. Galt es doch einer fürstlichen Schlittenpirutschade beizuwohnen, und das um so mehr, als das heiße Herzchen Ottilie von Goethes hoffte, noch immer sich einen zweiten Gatten einzufangen.

Denn nur zu ungern lebte Ottilie von Goethe mit ihren drei Kindern bei ihrem Schwiegervater, dem berühmten Dichter, — der ein vorzüglicher Hausvater und sehr genau mit dem Wirtschaftsgeld war.

Da mußte Abend für Abend genau Rechnung gelegt werden, um jeden Pfennig konnte die alte Exzellenz feilschen! Da wurde zu viel Butter verbraucht — dort zu viel Zucker und Eier. Und dabei sollte die Tafel immer ausgezeichnet sein, auch schön und Anregung bietend.

„Was war denn so eilig, Väterchen?" flötete Ottilie und hätte dabei am liebsten ihren Schwiegervater ein wenig umgebracht.

„Ach, wir haben doch morgen das große Diner! Zwei englische Lords und den jungen Dichter aus Wien, den mit dem drolligen Namen!"

„Väterchen meinen den Herrn Franz Grillparzer, nun, der sieht aber wie ein richtiger „Hansguckindieluft" aus. Der wird in seiner Träumerei nicht zu viel auf irdische Genüsse geben!"

„Tut nichts, aber schmecken soll's ihm bei mir, kommt er doch aus dem Lande der Phäaken, wie mein unsterblicher Freund Schiller sagte!"

„Ach, Väterchen, ich hab' eine Idee, wie wär's denn mit Rebhühnern a la lace als Vorspeise?!"

„Bravo, Ottilie, wenn du kommst, kommen gleich die richtigen Ideen; haben wir noch etwas von dem feinen Kaviar, den mir die russische Großfürstin sandte?"

„Gewiß, Väterchen," log Ottilie, sie wollte nicht eingestehen, daß sie selbst den feinen Kaviar aufgenascht. Da half nur eins. Spät abends, wenn Seine Exzellenz längst zur Ruhe gegangen, zum Hofkoch laufen und ihn beschwören, ihr etwas Kaviar zu borgen.

„Gut also!" nahm Exzellenz Goethe wieder das Wort, „da kann Kaviar auf Zitronenscheiben um die Rebhühner garniert werden. Und dann haben wir doch noch den großen Rehrücken in der Speisekammer, den Oberförster von Kaudell gesandt?"

„Gewiß, Väterchen!" log Ottilie wieder, sie konnte doch nicht eingestehen, daß sie eben jetzt den Rehrücken ihrer Schneiderin versprochen hatte — damit sie ihr nur sicher das berückende Odalisken-Kostüm schneiderte, in dem Ottilie von Goethe übermorgen abends bei der Pirutschade glänzen wollte!

Da hieß es herumrennen, einen zweiten Rehrücken auftreiben und Schulden machen hinter dem Rücken ihres gestrengen Schwiegervaters.

„Also, als zweiten Gang geben wir den Rehrücken!" beschloß Seine Exzellenz, „und zur Garnierung kann die Käthe kleine Butterteigpastetchen machen. Dann noch Preißelbeer und gemischtes Kompott. Voile tout."

„Ja, aber es fehlt noch eine süße Speise, Väterchen."

„Richtig, Ottielchen, da geben wir einfach eine Schokoladencreme in Bechern — die macht die Käthe ganz vorzüglich!" meinte Seine Exzellenz, nun hoch befriedigt, wieder einmal den Speisezettel hochherrschaftlich und nicht z[u] kostspielig entworfen zu haben.

„Laß dich nicht weiter stören, Kindchen, bei deiner Schneiderin. Schick mir nur die Käthe, daß ich sie für morgen instruiere."

Und „Käthe, Käthe!" erscholl der Ruf Ottilie von Goethes durch das Haus und traf Käthe Raupach oben in der Mansarde, wo sie in bitteren Tränen hingegossen vor ihrem Köfferchen lag. Ein Bild ihres stattlichen Vaters in den Händen und sein letztes Drama „Der Müller und sein Kind" zum tausendstenmal lesend. „Vielleicht war mein Vater doch der größere Dichter," seufzte Käthe Raupach, „nur hatte er nicht so viel Glück wie Seine Exzellenz, dessen höchster Ehrgeiz jetzt in Küchenzetteln besteht!"

Stephan Matthias.

Die Welt  der Frau

Beilage zur Lodzer Volkszeitung

Soll das Kind dankbar sein?

Sonderbare Frage? Nach altem Herkommen gehört es sich so. Und die christliche Kirche hat es erhärtet im vierten Gebot, daß die Kinder ihre Eltern ehren sollen. Dazu gehört, daß sie ihnen dankbar sind.

Man frage, wo man will. Auch der klassenbewußte Arbeitervater, die Arbeitermutter, wird in sehr vielen Fällen der Ansicht sein, daß das Kind seinen Eltern dankbar sein müsse.

Wir wollen nicht den überaus traurigen Fall annehmen, daß die Alten vor Augen der Kinder derart gelebt haben, daß diese nur ungerne ihrer gedenken. Aber allgemein gesprochen: unendlich viel brave Eltern sind später enttäuscht, wenn die Kinder heranwachsen, ihrer Führung entwachsen. Denn nun gewahren die Eltern häufig, daß die Jugendlichen sich scheinbar wenig aus ihnen machen und der Vorwurf der Undankbarkeit wird leicht erhoben. Man klagt wohl, wie viel man früher für die Kinder getan habe, wie schwer man es als Arbeitermutter gehabt habe, sie groß zu ziehen, und daß nun die Kinder dies alles nicht bedächten.

Aus der Häufigkeit, mit der die so gekennzeichnete Sachlage in den Familien vorhanden ist, muß der Schluß gezogen werden, daß es sich nicht allein um ein Erlebnis der Frau Müller oder Schulze, sondern um eine Allgemeinerscheinung handelt, die ihre ganz bestimmten Gründe hat.

Hervorgerufen durch den Beginn der Pubertät findet beim heranwachsenden Jugendlichen, oft schon beim größeren Kinde, eine Veränderung seines Seelenlebens statt. Es steigert sich zumeist das Selbstbewußtsein. In irgendeiner Weise macht sich ein Geltungsdrang bemerkbar. In vielen Fällen wird das Kind ungemein kritisch. Es will sich nur von dem leiten lassen, nur das tun, was es selber für richtig hält. Deswegen der immer wieder bei der Jugend zu beobachtende Haß gegen das Nur-Ueberlieferte. Es fällt dem Kinde dann oft schwer, sich zu bedanken, wenn es darin nur eine Form sieht und nicht mit seiner Ueberzeugung dabei ist. Das Kind hat in diesem Alter auch viel mit sich selbst zu tun; sein Innenleben ist derartigem Drängen und Stürmen unterworfen, daß es dadurch für andere Menschen, namentlich für Aeltere, wenig Gedanken übrig hat. Die herrschenden Ideen sind nach Marx die Ideen der herrschenden Klasse. Nach der alten Ideologie des Bürgertums, die auch von der Arbeiterschaft erst zu einem Teil überwunden ist, war das Kind der Untergebene der Eltern und diesen auf alle Fälle Dank schuldig, wie der Untertan dem Fürsten und der Arbeiter dem Arbeitgeber. Aber in der letztgenannten Beziehung hat sich schon das Denken der Massen durch den Einfluß der Arbeiterbewegung gewaltig verändert. Es wird sich auch ändern und logischerweise ändern müssen in bezug auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Die sozialistische Erziehungsbewegung gewinnt schon immer mehr Raum.

Also verlangen wir, wenn wir damit auch mitunter gewohnte Gedankenbahnen verlassen müssen, nicht Dankbarkeit, wo wir nur unsere Pflicht tun. Dankbarkeit, die nur der Form halber erfolgt, ist ohnehin nicht allzu viel wert. Lassen wir auch dem Kinde das Recht auf eigene Anschauung der vielen Dinge und Probleme, lassen wir ihm sein Eigenleben. Es ist falsch und kostet viel unnötig vergeudete Kräfte, den Jungen im Wege zu stehen. Aus gegenseitiger Achtung erwächst dann schon, wenn das Kind reif genug ist, auch Dankbarkeit.

Rosagefärbte Bubiköpfe?

Was wird man noch erleben?

Anläßlich der in Paris, dem Modenzentrum des alten Europas, vor kurzem abgehaltenen Winterpremiere der Damenschneider erregten besonders die Darbietungen des Modediktators Premet berechtigtes Aufsehen. Nicht so sehr die verrückten Abendtoiletten und sonstigen Bekleidungsgedichte, als vielmehr die Vorführdamen selbst, die mit rosagefärbten Bubiköpfen, marineblauen Augenbrauen und knallroten Fingernägeln erschienen waren, um die demnächst sich angeblich durchsetzende Mode vor Augen zu führen. Hoffentlich behält Meister Premet diesmal doch nicht recht; der bloße Gedanke, die Damen in dieser Aufmachung auf der Straße herumlaufen zu sehen, genügt schon, um die armen Männer verrückt zu machen.

Arbeiter am Morgen.

Der Tag bricht an! — Aus grauer Häuser Reigen
strömt Mensch um Mensch ins helle Morgenlicht . . .
mit müden Augen, die noch Traum umflieht,
geblendet von des Alltags grellem Schweigen . . .

Den Mund gepreßt, die Stirn gefurcht in Falten
setzt sich der Körper in den alten Gang.
Gebeugt, zermürbt vom jahrelangen Zwang
des Hungers und des Elends treibender Gewalten.

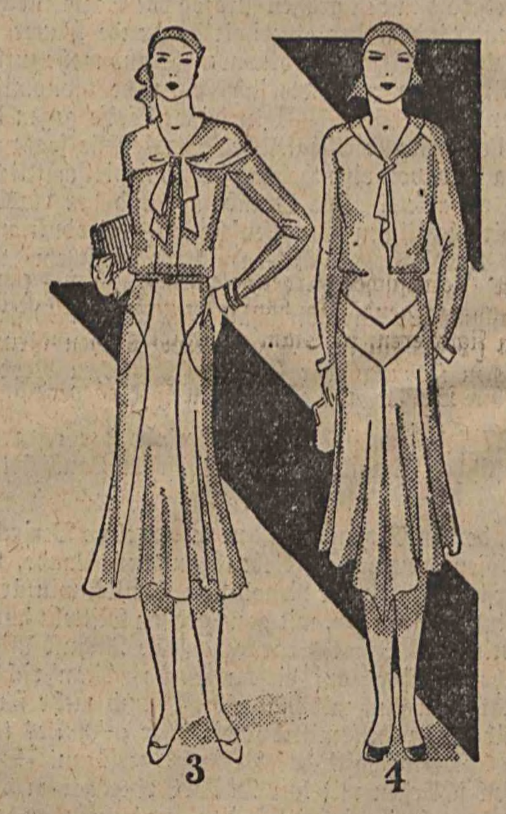
Kein Leid, das sich nicht eingegraben hätte. — —
Der Armut Bürde grub es doppelt schwer,
Die Miene hart, die Augen freudeleer,
so eilen sie zur fernen Arbeitsstätte.

Und Zug um Zug formiert sich zur Kolonne,
Das Wort vergeht, zerstiebt im raschen Lauf. — —
Gespenstig tun sich mächt'ge Tore auf,
in deren gier'gem Mund ertrinkt die Sonne. — —

Ilse Braune.

Schöne Kleider.





1. Bureaukleid aus tabakfarbener Wollcrepe — dunkelbrauner Sammetgürtel. — 2. Schönes Nachmittagskleid. — 3. Elegantes Kleid aus Crepe-Satin. — 4. Nachmittagskleid aus weicher blauer Seide.

Abergläubische Bräuche bei der Geburt eines Kindes.

Wenn der Storch, der Adebar, aus dem Teich, wo die kleinen, ungeborenen Kinder sich aufhalten, das allerschönste herausgefischt hat, fliegt er, es im Schnabel haltend, nach dem Hause der Familie, der er dies Kindlein zugedacht hat. Meist wirft er es dann durch den Schornstein hinunter, sehr oft kommt es aber auch vor, daß er die junge Mutter ins Bein beißt, so daß sie nun das Bett hüten muß, während er so freundlich ist, den Geschwistern des Neugeborenen gar noch eine Zuckertüte mitzubringen. In England glaubt man, daß die kleinen Kinder aus dem Kohlkopf oder dem Stachelbeerstrauch geholt werden oder daß gar der Arzt sie in seiner geheimnisvollen Doktortasche mitbringt.

Ehe jedoch das Kindchen glücklich zur Welt gebracht ist, beschäftigt sich der Volksaberglaube intensiv mit der werdenden Mutter. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß schreckenerregende Eindrücke ihr ferngehalten werden müssen, weil sonst dem Kinde ein Schaden geschieht. Dies ist das sogenannte „Versehen" der Schwangerschaft. Zum Beispiel soll der Anblick einer Feuersbrunst verhängnisvoll sein, weil das Kind ein Feuermal bekommt, während der Anblick von Krüppeln oft zur Folge haben soll, daß auch das Kind verkrüppelt zur Welt kommt. Anderseits soll es vorteilhaft sein, wenn die werdende Mutter mit schönen Bildern und Eindrücken umgeben wird. Wie weit diese Ansicht berechtigt ist, hat sich bisher noch nicht ganz feststellen lassen. Man hört nur bisweilen von merkwürdigen Fällen, — daß zum Beispiel ein Kind einem Bilde vollkommen ähnlich wurde, das die Mutter während der Schwangerschaft immer wieder betrachtet hatte. Anderseits kommt es nicht selten vor, daß ein Kind, wenn die Mutter etwa vor einer Maus erschrak, ein Muttermal hat, das genau wie eine Maus geformt ist.

Mancherlei Gebote schreibt der Volksglaube der werdenden Mutter vor; so darf sie sich während der Zeit, da sie das Kind erwartet, nicht das Haar schneiden lassen, da das Kind sonst kahlköpfig wird. Sie darf auch nicht in schmutziges Wasser greifen, weil das Kind dann häßliche Hände bekommt. Sie muß sich vor Aerger und Zorn hüten, da das Kind sonst Anlage zum Jähzorn haben wird. Es gilt als falsch, eine werdende Mutter bei einem andern Kinde Pate stehen zu lassen, da eins der beiden Kinder, das Patenkind oder das eigene, sterben würde. Auch waschen und spinnen sollte die werdende Mutter nicht. Dagegen gibt man ihr gern Früchte von einem Baum, der zum erstenmal trägt, sowie auch die ersten reifen Nüsse von einem Nußbaum, da diese Bäume dadurch gesegnet werden und viele und reiche Früchte tragen.

Ist das Kind glücklich zur Welt gekommen, so sind wieder tausend Gebräuche zu beobachten. Zunächst sind dem Wasser, in dem das Neugeborene gebadet wird, mancherlei Zusätze hinzuzufügen. Zum Beispiel mischt man Milch darunter, damit das Kind eine schöne weiße Haut bekommt; Weihwasser gibt man dazu, wenn das Kind fromm werden soll. Ein Ei schlägt man hinein, wenn man den Wunsch hat, daß das Kind sich durch eine schöne Stimme auszeichnet; wirft man eine Schreibfeder hinein, so lernt es später leicht, während ein Geldstück ihm Wohlstand sichert. Hat die Hebamme das Kind aus dem ersten Bade gehoben, so muß sie dreimal in das Badewasser spucken, dadurch wird das Kind gegen den bösen Blick geschützt. Das Badewasser wird nach der Benutzung zum Begießen der Obstbäume verwendet, die dadurch reiche Früchte tragen. Wickelt man das Kind gleich nach der Geburt in einen Pelz, so bekommt es lockiges Haar.

Ein neugeborenes Kind darf man nicht auf die linke Seite legen, da es dann ein Linkshänder wird. Hat das Neugeborene einen doppelten Haarwirbel, so hat es im Leben immer Glück, neigt allerdings auch zu Widerspenstigkeit und Jähzorn. Daß Kinder, die an einem Sonntag geboren werden, als besondere Glückskinder gelten, ist wohl allgemein bekannt; besonders gilt das, wenn der Sonntag kurz nach Neumond liegt. Dagegen gilt es nicht für günstig, an einem Freitag oder in den ersten Tagen des Monats geboren zu werden. Wer in der Stunde nach Mitternacht geboren wird, hat auch Glück, ebenso werden große Ohren als Glückspropheten angesehen.

Die leere Wiege darf nicht geschaukelt werden, weil man dem Kinde sonst die Ruhe nehmen würde. Das Kind darf vor der Taufe nicht gemessen werden, da sich sonst bald der Schreiner einstellt, um Maß für den Sarg zu nehmen.

In der Schweiz vermeidet man es, vor der Taufe die Kinder ins Freie zu bringen, weil dann die Sonne sie „fressen" würde. Deshalb auch trägt man sie verschleiert zur Kirche.

Während der ersten sechs Wochen nach der Geburt des Kindes soll man des Nachts keine Kinderwäsche auf der Stange hängen lassen, weil das Kind dann Gliederschmerzen bekommen würde. Auch muß man beachten, daß das Kind vor Ablauf des ersten Jahres nicht in den Regen kommt, weil sich sonst Sommersprossen bilden.

Nährt die Mutter das Kind, so darf sie es nicht im Hochsommer entwöhnen, wenn auf den Feldern das Korn reift, und ebensowenig im Winter, wenn das Land unter der Schneedecke liegt. Dieser Brauch erklärt sich wohl daraus, daß im Sommer der Uebergang von der Muttermilch zur Kuhmilch wirklich gefährlich ist, weil man gerade in dieser Jahreszeit nicht damit rechnen kann, völlig einwandfreie Milch zu bekommen.

Mancher alte Brauch ist heute vergessen, aber in einigen Gegenden sind die Ueberbleibsel noch erhalten und vielleicht liegt ihnen, wenn wir auch darüber lächeln, ein tiefer Sinn zugrunde. Auf jeden Fall aber entsprangen alle diese Bräuche dem innigen Wunsch, dem jungen Erdenbürger sein Dasein schön und angenehm zu machen und alles Schlimme von ihm fernzuhalten. Und diesen Wunsch wird die Mutter unserer Tage, so erhaben sie sonst über allen Aberglauben ist, teilen.

Else Bergmann.

 **Unterhaltung - Wissen - Kunst** 

Jagd auf Raubtiere.

Die Großen fängt man — und die Kleinen fressen einen auf!

Die armen Raubtiere können einem leid tun, heutzutage. Ihr Los ist die Kugel oder der Zoo in stets wachsendem Maße. Beraubt oder geraubt, sind sie die Opfer neuzeitlichen Geschäftsgeistes. Enger und enger wird der Raum für sie in dieser Welt der Nützlichkeit; schon gibt es Schutzgesetze zur Erhaltung der Arten und das ist der Beginn vom Ende, bei Naturvölkern wie bei wilden Tieren.

Nicht etwa nur in Europa, nein, auf der ganzen Welt sieht der gewöhnliche Sterbliche heute exotische Tiere nur im Zoo der Großstädte (und in Leder- und Pelzgeschäften). Die Zoos werden immer populärer und häufiger. Sogar in ihrer engeren Heimat, in Zentralafrika, hat man reichlich Gelegenheit, die Raubtiere in Zoos zu bedauern und zu photographieren. In Nairobi sind die Fünf-Uhr-Tees im Zoo mindestens so beliebt wie hier und die Löwen können dort englische Militärmärsche hören, und die Finger von Negerknaben auf sich gerichtet sehen. Vielleicht finden sie einigen Trost in der Tatsache, daß auch ihre schwarzen Landsleute und das Halbblut ihren Tee gesondert von den weißen Herren einnehmen müssen.

Abgesehen vom Zoo bekommt ein Unglückswurm, der mit einem Cook-Billett bewaffnet auf eine Weltreise geht und keine abenteuerlichen Abstecher von der geebneten Reiseroute macht, vom heimischen Tierleben überhaupt nichts zu sehen. Die Kamele, die man an den Küsten des Roten Meeres entlang laufen sieht, darf man nicht rechnen, das sind Haustiere, dressierte Karawanenzieher, auch nicht die Riesenschildkröten in indischen Tempelteichen oder die zahmen Elefanten, die man bei der Arbeit oder bei ihren Funktionen als Tempelgottheit sehen kann, und ebensowenig die Affen, die in Indien an den Zug kommen und sich von den Reisenden füttern lassen. Und in Australien sah ich nur einmal im Naturschutzgebiet in der Umgebung von Sydney ein einziges putziges Känguruh, von der Regierung gehegt und gepflegt und flehentlich gebeten, ja nicht auszusterben. Kellerman berichtet von seiner letzten Asienreise, daß es die berühmten siamesischen Arbeitselefanten, die, mächtige Baumstämme tragend, so häufig in unseren illustrierten Zeitungen figurieren, in Siam gar nicht gibt, sondern nur einmal gab.

Ich bin Wochen und Monate in Indien gereist, ohne irgendwelche wilden Tiere zu Gesicht zu bekommen. Schlangen ausgenommen, die sich bei meinem Herannahen sofort verzogen.

Die meisten Raubtiere Asiens und auch Afrikas rennen davon, als ob der Teufel hinter ihnen her wäre, sobald sie nur einen Weltreisenden riechen.

Man muß regelrecht mit Treibern auf die Jagd gehen, Expeditionen ins Landinnere machen, Karawanen ausrüsten und eine Unmenge Geld springen lassen, wenn man ihnen guten Tag sagen will. Viele reiche Leute gehen nach Afrika jagen, ausgerüstet mit mehr Gewehren als man braucht, um eine Balkanrevolution in Gang zu bringen. Sie engagieren ein paar hundert Eingeborene, Treiber und Jäger, nehmen Dutzende von Dienern mit: Köche, Kampkellner, Leibdiener. Leben in Luxuszelten mit zahlreichen Wein- und Futterkisten: ganz wie zu Hause.

Eine solche Jagd kostet 40 000 bis 200 000 Mark.

Den eingeborenen Indern und Negern aber ist das Waffentragen verboten. Daraus, sowie durch das Barfußlaufen und mangelnde Vorsicht erklären sich die zahlreichen Unglücksfälle, zumal in Indien, unter der heimischen Bevölkerung. Bei berühmten großen Tigerjagden sind die armen Teufel von Inder mit nichts als einem Stock bewaffnet. Damit schlagen sie auf die Baumstämme und schrecken den armen Teufel von Tiger auf, der, wenn ihn nicht Hunger oder Gegenwehr zwingt, keinem Menschen etwas zuleide tut, und der vergeblich nach einem Ausweg sucht. Ueberall raschelt es, Hunderte von Eingeborenen treiben ihn auf einen Hohlweg zu, wo von einem Versteck auf sicherer Höhe der gnädige Herr Maharadscha oder der weiße Heros ihn niederknallt. Kunststück!

Auf nicht weniger schnöde Weise werden die Löwen Afrikas gejagt: man ködert sie. Die Masai gehen den Löwen mit Speeren zu Leibe: die Weißen werfen ihnen ein totes Zebra hin und verbringen die Nacht auf der Lauer hinter einem Stachelbusch. Ich will nicht behaupten, daß man sich dort sehr behaglich fühlt, schon das Löwengebrüll in der afrikanischen Ebene ließ mir anfänglich das Blut erstarren, aber Raubtierjagd ist in Wirklichkeit meist sehr viel weniger heroisch und romantisch als in den abenteuerlichen Büchern. Amerikaner gibt es, die

den Raubtieren mit Autos nachjagen.

O, es hat feine Sonntagsjäger in Afrika! Umgekehrt mag es wohl passieren, daß ein wildes Tier einem Auto mit harmlosen Insassen nachsetzt; von einem angeschossenen Nashorn, das einem Auto begegnete, weiß ich eine Geschichte. Das Auto machte schleunigst kehrt und floh, das Nashorn immer hinterher, über wackelige Bambusbrücken, über Gelände und Kurven, den Berg hinan, und als es endlich gelungen war, das Nashorn zu erlegen, verlangte die Behörde die Jagdlizenz zu sehen. In Afrika bedarf es einer Erlaubnis zum Jagen, genau wie bei uns. Jagdabenteurer (die wenig zahlen und viel einheimsen wollen) jagen daher meist in Grenzgebieten. Und die Neger, wenn sie einen Weißen sehen, haben nur die eine Bitte: Schieß uns etwas. Wenn man dann etwa so einem armen Nilpferd den Garaus gemacht hat, kommt es zur Fleischverteilung zwischen den Negern des Ortes und denen, die man mitgebracht — was einen halben Tag in Anspruch nehmen mag.

Phantastisch ist für heutige Begriffe die Zahl der Weidetiere in der afrikanischen Steppe; wer nachts mit dem Auto fährt, findet alle Augenblicke eine Tiergruppe im Lichtkegel gebannt, und um den Weg freizubekommen, muß man den Sucher seitlich drehen.

Auf der noch sehr fragmentarischen, nur auf dem Papier durchgeführten Eisenbahnroute Kap—Kairo kommt der Wanderer, das heißt der verschiedentlich beschwerlich und gefährlich wandern Müssende unter anderem auf den „Weg der 10 000 Löwen" („the road of 10 000 lions"): dort, im Sande des Pfades, der zwischen hohem Gras hindurch führt, sind mehr Pranken- als Fußspuren zu sehen, und ich weiß nicht, ob mir mehr graulte, bei dieser unsichtbaren Gegenwart oder der Geschichte von einem Löwenüberfall auf das Schlafkrankenkamp, weiter südlich, die man mir erzählte — jedenfalls aber ist die Strecke Kap—Kairo so wenig eine Touristenstrecke, daß, wer sich ohne Expedition da durchwagen will, als ein Verrückter angesehen wird, in Kapstadt sowohl wie in Kairo.

Die Erde wird allmählich zu klein für die Raubtiere, zu laut, zu mechanisch, und auch auf den leeren Flecken der Landkarte ist kein Ueberfluß an großem Getier; im Innern Australiens oder Neuseelands trifft man einen Vierfüßler so selten wie einen Menschen an und auch die Urwälder des Amazonas sind relativ tierarm, wenn man von Vögeln, Schlangen und Insekten absieht. Nur die Luft und das Wasser sind noch uneingeschränkte Domänen der starken Tiere. Was kann man den Haien anhaben, die alle warmen Meere beherrschen, oder den noch gefräßigeren Piranhas, den (Amazonen-) Flußteufeln: sie nähren und vermehren sich unangefochten. Bedeutend schlechter ergeht es schon den Krokodilen und Alligatoren, von denen alle tropischen Flußläufe wimmeln. Ihr idyllisches Heim leidet unter dem zunehmenden Dampferverkehr und der Unsitte weißer Reisender, ihnen mit ihrem Winchester direkt ins Auge zu zielen.

Dem Menschen am gefährlichsten werden die Räuber der Luft. Nicht der Kondor, der Adler, der Geier. Die Raubvögel richten nicht mehr Unheil an als die Raubtiere des Landes — die große Gefahr sind nicht die großen, sondern die kleinen Tiere: die Insekten. Den Insekten wird vielleicht einmal die Welt gehören: seriöse Wissenschaftler vertreten die Ansicht. Es ist nur eine von Kindheit eingepflanzte Vorstellung, daß die großen Raubkatzen die fürchterlichsten Lebewesen sind. Nicht so gefährlich ist's, „den Leu zu wecken" (wenn man eine Flinte bei sich hat) als unverschleiert durch das Gebiet der Tsetsefliege zu wandern. Wie wenig nützen die Vorkehrungen gegen Insekten! Man sagt: das „Gebiet der Schlafkrankheitsfliege" — haben Löwen, haben Tiger ein Gebiet in diesem Sinne? Diese unansehnliche, unserer nicht unähnliche Tsetsefliege mit übereinander klappenden Flügeln ist mächtiger als der Löwe, der Elefant. Niemand kann sich ihrer erwehren! Man will gewisse Strauchgattungen, in denen sie sich gerne aufhält, ausrotten. Wird es nützen? Wie viele hunderttausend Menschen sind an gelbem Fieber zugrunde gegangen. Man hat Sümpfe trockengelegt und es ist besser geworden. Aber der Moskito ist noch immer der ärgste Feind und Peiniger der Menschheit. Europa und Nordamerika ausgenommen, beherrscht er, verseucht er die Welt.

Heinrich Hemmer.

Polnische Gegenwartskunst.

Warschau, Anfang Januar.

Wer die polnische Kunst der neueren Zeit kennen lernen will, wird damit am besten immer noch in Krakau beginnen. Das dortige National-Museum enthält eine im einzelnen zwar lückenhafte und mit zu viel Pietät gegenüber vergänglichen Größen belastete, aber doch verhältnismäßig reiche und umfassende Auswahl der polnischen Malerei des 19. Jahrhunderts und der Jahre vor dem Weltkrieg. Die Hauptstadt Warschau hat diesem Museum bisher noch keine im gleichen Maße repräsentative Sammlung entgegenzusetzen. Die Bestände der sogenannten „Gesellschaft zur Anregung der schönen Künste" (Zachenta) halten sich in weit engerem Rahmen; einige der bedeutendsten polnischen Künstler des vorigen Jahrhunderts (Michalowski, Grottger) sind dort so gut wie unvertreten und dasselbe gilt von den jüngeren Künstlern der Gegenwart. Was das Warschauer Nationalmuseum besitzt, läßt sich überhaupt noch nicht übersehen, da es provisorisch in ganz unzureichenden Räumen untergebracht ist. Ein neues repräsentatives Haus dafür ist allerdings bereits im Bau.

War in den Jahrzehnten vor dem Kriege nicht nur das Sammelwesen, sondern auch der moderne Kunstbetrieb in Krakau mit seiner international angesehenen Akademie konzentriert, so tritt neuerdings Warschau, der Sitz der Regierung und der Mittelpunkt des Wirtschaftslebens, als Kunstmarkt ausschlaggebend in den Vordergrund. Mit westlichen Ländern verglichen, bleiben zwar Ausstellungsbetrieb und Kunsthandel hier immer noch bescheiden. Immerhin reichen sie doch einigermaßen aus, um einen Ueberblick über das künstlerische Schaffen der Gegenwart im ganzen Lande zu gewähren, was z. B. in dem großen Kunstpavillon der Posener Landes-Ausstellung, in dem die Quantität die Qualität erschlug, noch völlig mißlungen war. Der vor kurzem eröffnete „Salon" der „Zachenta" ist zwar im ganzen auch reichlich konservativ organisiert. Nimmt man aber etwa die jüngste Ausstellung der führenden fortschrittlichen Gruppe „Rhythmus" (Rytm) dazu, so geben beide Veranstaltungen zusammen doch bereits einen Ueberblick über die jüngste Produktion der Mehrzahl der wichtigeren lebenden polnischen Künstler. Einzelne stark individualistische Persönlichkeiten, wie etwa die mit Recht zu immer stärkerer Wirkung gelangende Sofja Stryjenska ordnen sich irgendwelchen Kollektiv-Veranstaltungen allerdings überhaupt nicht mehr ein und müssen in ihren Sonder-Ausstellungen zur Kenntnis genommen werden; auch der eine oder andere im Ausland lebende Pole, wie z. B. der früher in Krakau, jetzt in Paris wirkende ernste Bildhauer Puget, werden von dem unvollkommenen Organisationswesen des polnischen Kunstbetriebes gegenwärtig gar nicht erfaßt.

Unter den Malern des Warschauer „Salons" ist der weitaus stärkste bezeichnenderweise doch ein Krakauer: der bereits zu internationaler Geltung aufgestiegene Wojciech Weiß, der zwei Mädchenbilder geschickt hat, die in ihrer ausgeglichenen Bewältigung modernster Formprobleme auch jeder Pariser oder Berliner Ausstellung Ehre machen würden. Dafür fehlt ihnen allerdings auch jeder spezifisch polnische Charakter. Weiß gehört ganz in die Tradition der französischen Malerei von Cezanne bis Matisse, deren Erbgut er mit innerer Selbständigkeit nutzbar macht und vermehrt. Auf bequemeren Bahnen kommt der früher in Paris, jetzt in Warschau lebende Waclaw Wasowicz (der im „Rytm" ausstellt) zu äußerlich ähnlichen Zielen. Seine geschmackvoll und modern komponierten Porträts bleiben aber dafür im farbigen Aufbau um mehrere Grade oberflächlicher. Der einflußreichste unter den jüngeren Warschauer Malern ist der als erfolgreicher Lehrer an der hiesigen Kunst-Hochschule wirkende Tadeusz Pruszkowski, vielseitig, immer angeregt und anregend, nicht immer gleichmäßig im Erfolg als Porträtist wie als Landschafter tätig, diesmal in der „Rytm"-Ausstellung vor allem mit ein paar ebenso frischen wie malerisch zarten Winterlandschaften vertreten. Von seinen Schülern gehen mehrere den Weg zur „neuen Sachlichkeit", den von den älteren Krakauer Malern auch Wlastimil Hofmann — nicht ohne etwas reichlichen Tribut an äußere Gefälligkeit — gefunden hat.

Unter den Graphikern nimmt eine überragende Stellung immer noch der 78jährige Krakauer Akademielehrer Leon Wyczolkowski („der polnische Menzel") ein, der sich nach historisch teilweise bahnbrechenden Leistungen als Maler in den letzten Jahrzehnten ganz auf die Lithographie spezialisiert hat, deren vielfältige Techniken er mit Spürsinn, Anpassungsfähigkeit und zeichnerischer Meisterschaft von höchstem Rang abwandelt. Die Blätter, die er dem diesjährigen Salon geschickt hat, sind bezeichnenderweise schon vor der Eröffnung alle in festen Händen gewesen, wie denn Wyczolkowskis Lithographien mit steigender Anerkennung auch in Deutschland, England und Amerika bereits Preise erklommen haben, die die der führenden deutschen Graphiker der Gegenwart bereits hinter sich lassen. Im „Rytm" führt als Graphiker der zu immer neuer technischer Vertiefung strebende, auch pädagogisch sehr tätige jüngere und moderne Warschauer W. Skoczylas, der sich große Verdienste um die Verfeinerung des Holzschnittes erworben hat.

Unbedeutender ist die polnische Plastik der Gegenwart, sehr lebendig das dekorative Kunstgewerbe, das mit einer größeren Anzahl meist weiblicher Vertreterinnen achtbare Leistungen auf den Gebieten der Batik, der Textil-Entwürfe und der Gebrauchsgraphik vorführt.

Im ganzen ist das polnische Kunstleben trotz beschränkter materieller Grundlagen jedenfalls so lebendig in selbständigem Schaffen und in Auseinandersetzung mit den in Westeuropa aufgeworfenen Problemen und Richtungen, daß es auch seinerseits größere Aufmerksamkeit, vor allem seitens der nächsten Nachbarn verdient, als es bisher erhält. Auf dem Umweg über Paris hat sich in den letzten Jahrzehnten schon mancher polnische Künstler Anerkennung und Interesse auch in Deutschland verschafft. Wenn wir das Kunstschaffen des ästhetisch so begabten polnischen Volkes in seinem Lande selbst aufsuchen, werden wir sicherlich schöpferische Bestrebungen und Persönlichkeiten finden, die uns in unmittelbarem Austausch noch mehr zu geben haben und dadurch einen Teil der vielfältigen Anregung und Befruchtung zurückgeben können, die die polnische Kunst gerade auch aus Deutschland empfangen hat. —m.

Steinzeitmenschen.

Als man im Jahre 1856 in der kleinen sogenannten Neanderhöhle bei Mettmann, nahe Düsseldorfs, unter mancherlei anderen Merkmalen frühesten menschlichen Daseins auch den Schädel eines Menschen fand, den berühmten Neanderschädel, da machte dies ein ungeheures Aufsehen und nicht nur in den Kreisen der Prähistoriker und der Höhlenforscher, sondern weit darüber hinaus: man glaubte den frühesten Menschentyp entdeckt zu haben, oder wenigstens hoffte man nunmehr Aufschlüsse über diesen Typus an Hand des Neanderschädels zu gewinnen.

Als erster war es der bekannte prähistorische Forscher Schaafhausen in Bonn, der sich lebhaft für die Annahme einsetzte, daß man es bei diesem Schädel mit dem typischen Menschenschädel der frühesten paläolithischen (vorsintflutlichen) Epoche zu tun habe. Freilich, irgendwelche besonderen Beweise für diese Annahme vermochte Schaafhausen nicht und vermochte auch nach ihm niemand so recht beizubringen. Da es ja an Vergleichsexemplaren, und seien diese auch aus späteren, aber verhältnismäßig dieser ältesten Menschheitsepoche naheliegenden Zeiten, völlig fehlte und auch heute noch fehlt. Auf der anderen Seite erhoben sich darum ebenfalls sehr bedeutende Autoritäten, die die Zufälligkeit dieses einen Neanderschädels nicht ohne weiteres als den Ausdruck eines generellen typischen frühen Menschenkopfes gelten lassen wollten. So bezeichnete unter anderen Virchow den Schädel als den eines an Arthritis chronica deformans leidenden Individuums. Und K. Vogt erklärte ihn rund heraus für den Schädel eines Idioten. Hierbei sprach vor allem mit, daß der Schädel stark beschädigt und die erste Rekonstruktion wohl ziemlich willkürlich unter Einfügung großer Teile vorgenommen worden war. Denn wir haben später nicht weniger als drei ganz verschieden ausgefallene Rekonstruktionen dieses Schädels durch bedeutende Forscher erhalten, und niemand vermöchte zu sagen, welche davon die wahrscheinlichste ist. Unzweifelhaft muß aber die schmale, flache Hirnschale von elliptischer Form, müssen auch die außerordentlich großen Stirnhöhlen mit stark hervorspringenden Augenbrauenknochen, dem Schädel zu Lebzeiten seines Besitzers ein brutales, ja fast tierisches Aussehen gegeben haben.


Eine Frau aus der Steinzeit beim Reinigen eines Felles.

Es ist zwar ein interessanter Versuch, der jedoch mehr einer vorgefaßten Theorie als einer wirklichen, praktisch fundierten Begründung entspricht, wenn nun in Amerika, im Field-Museum für Naturgeschichte in Chicago eine nach diesem Schädel und nach einigen in der Höhe von Moustier gefundenen Knochenresten, konstruierte lebensgroße Nachbildung des Höhlenmenschen der ältesten Steinzeit aufgestellt wurde. Gewiß, man könnte sich die ältesten Menschen so denken! Aber nach den vielen merkwürdigen Funden, die namentlich in französischen wie auch belgischen Höhlen gemacht wurden, und die teilweise — wenn auch unter vorsichtiger Abschätzung, daß gerade hierbei viele Fälschungen unterlaufen sind — bereits künstlerischen Formungssinn erkennen lassen, danach also ließe sich der frühe Mensch doch auch ganz anders und wesentlich „menschenähnlicher" vorstellen. Wichtig sind dabei auch die in den Höhlen gefundenen Artofakten, die das Neandertalgebiet mit den Höhlen Belgiens sowie des französischen Seine- und Sommegebietes aber auch mit der Höhle von Kent in England in eine Reihe stellen. Artefakten, das sind all diese primitiven Steingeräte, Beile, Messer, Schaber, Meißel und dergleichen, die eine rohe Bearbeitung durch Menschenhand — oftmals nur mühsam! — erkennen lassen. Meist sind sie aus Feuerstein, selten aus Kalkstein, Sandstein oder Quarzit gefertigt. Auch die Zahlangaben über die Zeit, in die solche Funde einzureihen sind, beruhen durchweg auf theoretischen Fiktionen. Wir tappen hier auf diesem schwierigen Gebiet wissenschaftlich noch immer sehr im Dunkeln.

Türkische Sitten und Bräuche auf dem Balkan.

Wir vergessen häufig, daß die Herrschaft der Türkei einst bis an die Tore Wiens reichte, die erst 1686 mit der Entsetzung Wiens ein Ende fand und seitdem unaufhörlich, manchmal rascher, manchmal langsamer zurückgedrängt wurde. Da die türkische Herrschaft über die nördlichen Gebiete des Balkans, über Kroatien und Slovenien nur kurze Zeit währte, haben sich dort ihre Spuren im Laufe der Jahrhunderte nahezu völlig verwischt.

Anders ist es in den südlicher gelegenen Landschaften, denen die lange Türkenherrschaft ihren Stempel aufdrückte, wovon noch heute das Volksleben seine charakteristische Note erhält. Besonders sind es die Länder Bosnien, die Herzegowina, Slovenien, die zum heutigen Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen gehören, und das Königreich Albanien, wo sich das türkisch-mohammedanische Element sehr stark ausprägt. Sie geben dem Reisenden die Möglichkeit, orientalisches Volksleben, muselmanische Sitten reiner und unverfälschter zu studieren, als im heutigen türkischen Reich, das durch die radikalen Formen Enver Paschas vieles abgestreift hat, was bis vor einem Jahrzehnt jedem Mohammedaner heilig war und ein untrennbarer Bestandteil des mohammedanischen Lebens zu sein schien. Die besondere Eigenart dieser südwestlichen Provinzen Jugoslawiens und des Königreichs Albanien liegt in dem Nebeneinander von Orient und Okzident, das für den Besucher den Hauptreiz bildet.

Moscheen mit ihren steilen Minaretts stehen neben griechisch-orthodoxen Kirchen mit Zwiebelkuppeln oder römisch-katholischen Gotteshäusern. Neben der muselmanischen Frau im Schleier und mit Kapuze (die hier noch von allen strenggläubigen mohammedanischen Frauen getragen werden, während sie in der Türkei seit einiger Zeit gesetzlich verboten sind), sieht man die moderne südslawische Frau, die an modischer Eleganz mit der chicken Berlinerin oder der feschen Wienerin wetteifert. Hier herrscht türkisches Basarleben nach uralten Traditionen — nur ein paar Schritte weiter, und man steht in einer Geschäftsstraße, wie sie ebenso in einer kleineren westeuropäischen Stadt möglich wäre. — Am wenigsten beeinflußt wurde das muselmanische Volksleben natürlich außerhalb der Städte, in denen die europäische Zivilisation mehr und mehr an Boden gewinnt. In den wilden Karst-Einöden Bosniens oder im albanischen Hochland finden wir noch heute Dörfer, an denen die Zeit spurlos vorübergegangen ist und in denen der arme Bauer noch ebenso primitiv, nach alter patriarchalischer Sitte bescheiden und anspruchslos dahinlebt wie vor Jahrhunderten, als er noch zur „Rajah" gehörte, Leibeigener eines türkischen Großen war.


Ein „Warenhaus" in Albanien.
Mohammedanische Frauen halten in der albanischen Hauptstadt Tirana, mitten im Gesandtschaftsviertel, auf offener Straße ihre Waren feil.

Aber auch in den Städten, hauptsächlich in Sarajewo, Mostar und Trebinje auf jugoslawischer Seite wie auch im albanischen Skutari und der Hauptstadt Tirana sieht der Fremde echten, unverfälschten Orient. In offenen Buden sitzen Handwerker, die an ihren Waren arbeiten, wenn sie die Arbeit nicht gerade durch ein Täschen „kaja tursko" unterbrechen; verschleierte Frauen halten an Ecken kunstvolle Webwaren feil und verschwinden nur, wenn vom Minarett der nahen Moschee eine Gebets-Sure aus dem Koran herabschallt. Das Leben des Mohammedaners ist in hohem Maße durch religiöse Vorschriften bestimmt, die er mit peinlicher Genauigkeit innehält.

Chausseen als Wegweiser für Flugzeuge.

Das amerikanische Handelsministerium hat in einem Erlaß Richtlinien für die Wegezeichen an den Chausseen herausgegeben. Danach müssen künftighin die Zeichen bis 1 Meter hoch sein und in Abständen von je 20 Kilometern aufgestellt werden. Die Chausseen sollen künftighin nicht nur dem Verkehr auf der Landstraße dienen, sondern auch Wegezeichen für die Luftfahrzeuge sein. Der Neuordnung liegt die Forderung der Luftfahrabteilung zugrunde, daß die Chausseen auch in der Luft deutlich erkennbar sein müssen.

Mühe und Arbeit.

Von **Wolfgang Federau.**

Wenn man im Dorf oder in seiner näheren Umgebung ein Beispiel suchte für eine lange, glückliche Ehe, dann fiel unweigerlich der Name von Klaus Hendricks und seiner Frau Marie. Und wenn man von nie erlahmendem Fleiß, von nimmermüder Schaffenskraft hätte sprechen wollen, dann würde das Ehepaar Hendricks gleichfalls haben herhalten müssen.

Sie bewohnten einen kleinen Hof draußen, am Rande des Dörfchens, ein Haus, das nicht anders aussah, als all die Hütten der Aermeren, mit einigen hochstengligen Sonnenblumen in dem mangelhaft gepflegten Vorgarten, mit ein paar kümmerlichen Gemüse- und Blumenbeeten, und das war fast alles an Schmuck und Zierrat. Aber sie hatten drei Kühe und zwei Pferde und ein schönes Stück Ackerland und Wiese gehörten ihnen.

Es gab reichere Leute im Dorfe, natürlich. Dicke, behäbige Großbauern, auf deren bunten Westen am Sonntag protzige, schwergoldene Uhrketten baumelten. Bauern, die mit einiger Geringschätzung auf den kleinen Höfner da draußen herunter sahen. Aber es gab keinen, der ähnlich karg und arm angefangen und es dann — nur durch seinen Fleiß, durch die schaffende Kraft seiner Hände — soweit gebracht hatte wie Hendricks: Herr zu sein auf seinem eigenen Grund und Boden, der seinen Besitzer zwar nur dürftig und bescheiden ernährte ,auf dem aber kein Pfennig Schulden und Lasten ruhte.

Es war schon reichlich lange her, seit Klaus und sein Weib ihre silberne Hochzeit gefeiert hatten — was sie so unter „feiern" verstanden: daß es am Mittag Schweinebraten mit Specknödeln gab, daß Maria zur Vesper einige Nachbarinnen zu Kaffee und Kuchen einlud, und daß Klaus am Abend auf der Bank vor dem Hause saß und andächtig den Rauch einer Zigarre in den zartgetönten Abendhimmel blies; er, der bisher lediglich selbstgebautes Kraut gepafft hatte. Sieben Jahre waren seitdem verflossen oder gar acht. Und wenn ihn jetzt irgendein Dörfler mal fragte:

„Gelt, Klaus, gönn' dir doch mal ein bissel Ruhe, was schafft ihr denn bloß immer so?" dann lächelte er spitzbübisch. Er kannte ja sein Ziel gut genug, kannte es ganz genau. Einmal so weit zu kommen, daß man sich zur Ruhe setzen, daß man einen Knecht nehmen konnte und beschaulich die heiteren Tage des Alters genießen durfte, darum ging's. Das hatten sie sich vorgenommen und sie würden es erreichen, wenn nicht gerade Hagel und Mißwuchs käme. Es war ein Ziel, um das es sich schon lohnte, noch ein paar Jahre selbst den Pflug durch den steinigen Acker zu führen und um die Erde zu ringen, mit aller Kraft des Leibes und des Willens, bis daß er sie segne, dieser dürftige, spröde Boden, der ihr eigen war. Das freilich verriet Klaus keinem der Fragenden — man würde ihm sonst wohl Größenwahn vorwerfen, dachte er.

Aber an einem Abend, wie er müde und gebeugt vom Felde heimkehrte, traf er Marie in der Küche. Sie saß an dem kleinen Fenster, ihr Gesicht war so merkwürdig blaß, und er sah, daß sie zitterte.

„Was ist dir, Mutter?" fragte der Bauer erschrocken und blickte sie beunruhigt an. „Ich habe Schmerzen," erwiderte die Frau und ihre Stimme klang fremd. „Ich habe große Schmerzen — ich glaube, ich bin krank."

„Wo fehlt's denn?" fragte er weiter.

„Hier im Leib — überall. Und ich friere auch. Mir ist so schwer ums Herz, Klaus."

Er zwang sich ein Lächeln ab. „Es wird nicht so schlimm sein, Alte," meinte er. „Leg dich nur hin und mach dir einen heißen Umschlag mit Kamillen. Und dann reib dich mit Gänsefett ein, das hilft bestimmt."

„Aber dein Essen?" ...

„Was heißt Essen," polterte er gutmütig, während ihm die Angst im Nacken saß. „Ich werde schon ein Stück Brot finden und einen Topf Milch. Und morgen früh ist alles wieder gut ..."

Maria legte sich wirklich hin, nach kurzem Sträuben. Und sie befolgte alle seine Ratschläge, machte sich auch den heißen Umschlag. Doch wurde es nicht besser bis zum nächsten Morgen, sondern schlimmer und schlimmer. Ja, es gab Augenblicke, da die Frau Mühe hatte, nicht zu schreien — so sehr wurde sie von Schmerzen gepeinigt.

Da machte Klaus zum erstenmal seit mehr als vierzig Jahren einen Feiertag aus einem Werktag. Er spannte die Gäule vor seinen klapprigen Kastenwagen und fuhr die unaufhörlich leise Wimmernde zur Kreisstadt zum Arzt.

Der Doktor, der sie untersuchte, war ein freundlicher, grauhaariger Herr. Er kam, während Maria sich ankleidete, zu dem wartenden Mann heraus und sagte:

„Sie müßte am besten gleich ins Krankenhaus, denke ich."

„Ist es so schlimm?"

„Es ist sehr ernst," sagte der Doktor, den Mann mitleidig von der Seite musternd.

„Und ... wird sie gerettet werden?" stammelte der Mann.

Der Doktor zuckte mit den Schultern.

„Sie hat mehr Ruhe und bessere Pflege im Krankenhaus," sagte er ausweichend.

„Nein, nein! Ich will nach Hause!" rief die Frau, die unbemerkt wieder eingetreten war. „Ich will nicht zu fremden Menschen ..." Die Tränen rannen ihr über die blassen runzligen Wangen.

„Gut, gut, liebe Frau," tröstete sie der Doktor. „Ich kann Sie ja nicht zwingen. Fahren Sie nur nach Hause. Vielleicht — ja, vielleicht ist es ganz gut so."

Auf der Heimfahrt sprachen die beiden kein Wort miteinander. Aber kaum war man daheim, kaum hatte Klaus seine Frau zu Bett gebracht, als sie ihn mit feiner Stimme zu sich rief:

„Klaus," sagte sie ganz sanft und tastete nach seiner Hand, die schwer war und braun und rissig wie der Boden, der ihm Heimat war, „Klaus, ich werde jetzt wohl sterben."

Der Bauer suchte nach Antwort. Er sah auf ihr Gesicht, dies arbeitzerfurchte, graue, zusammengeschrumpfte Gesicht war plötzlich ganz klar und lauter geworden. Ja, es schien, als irre ein Lächeln, ein ganz scheues, hilfloses Lächeln über diese harten, zersprungenen Lippen der alten Frau.

„Sie freut sich — warum freut sie sich?" grübelte der Bauer. „Seit wann freuen sich die Menschen, wenn sie sterben müssen?"

Und plötzlich, während er sie immer noch anblickte, die ihn nun, mit dieser seltsamen, ungewohnten Heiterkeit, fremd und fern anmutete, wußte er die Antwort auf seine unausgesprochene Frage. Plötzlich wurde ihm bewußt, wie schwer dies Leben für sie gewesen sein mußte, dies Leben an seiner Seite. Ein rechtschaffenes Leben, gewiß; er hatte ihr nichts

Nur ein Neger!

Die Geschichte eines Mordes. — Eine Kulturschande Amerikas.

Die Geschichte der menschlichen Dummheit ist noch nicht geschrieben worden. Eins der lehrreichsten Kapitel aus der Neuzeit in diesem gewiß interessanten Buche wäre ohne Zweifel die Lebensgeschichte eines Antwerpener Negers, dessen tragisches Ende ein bezeichnendes Schlaglicht auf die belgischen und amerikanischen Justizmethoden wirft.

Im vorigen Winter wurde in einer Matrosenschenke am Hafen von Antwerpen eine Frau auf geheimnisvolle Weise ermordet. Die Tat geschah um elf Uhr abends, und schon am andern Morgen um zehn Uhr traf die Polizei mit der in Belgien gewohnten Schnelligkeit an Ort und Stelle ein, um die Verfolgung des Mörders aufzunehmen. Sie verlief natürlich resultatlos. Sämtliche Zeugen hatten sich aus dem Staube gemacht.

Nur fünf Matrosen lagen in traumseliger Stimmung sternhagelbetrunken in trautem Beisammensein neben der Leiche am Boden.

Man brachte die Seebären auf die Polizeipräfektur. Sie waren jedoch an dem Morde völlig unbeteiligt gewesen und mußten daher, nachdem sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, wieder auf freien Fuß gesetzt werden.

Im Verlaufe von zwei Tagen kehrte dem einen der verhafteten Matrosen, einem Dänen, die Erinnerung wieder, und er berichtete, daß ein riesenhafter Neger zuletzt mit der Frau getanzt habe. Die Polizei schloß aus diesem Hinweis mit haarscharfer Logik, daß selbstverständlich nur dieser Neger als Täter in Frage käme. Und wenn er es nicht gewesen war, dann mußte natürlich ein anderer Neger der Mörder sein, so folgerte die Antwerpener Kriminalpolizei. Man verhaftete daher zur Sicherheit sämtliche in der Stadt anzutreffenden Neger, soweit sie nicht vorher das Weite gesucht hatten. Innerhalb eines Tages glich das Untersuchungsgefängnis einem Urwalddorfe des schwarzen Erdteils. Es wimmelt von Negern, über hundert an der Zahl,

die alle über ihr Tun und Lassen während der letzten Tage Rechenschaft abzulegen hatten.

Dem Untersuchungsrichter wurde schließlich die Sache zu bunt, und er erinnerte sich rechtzeitig der Angabe des dänischen Matrosen, daß der betreffende Neger ein Mann von riesenhaftem Wuchs gewesen sei.

Alle Neger von kleiner Statur wurden daher kurzerhand auf freien Fuß gesetzt. Es blieb aber immer noch ein ein gutes Dutzend verdächtiger schwarzer Riesen übrig. Man schritt also zu einer neuen Auslese. Man ließ die Neger tanzen. Sämtliche Nichttänzer wurden entlassen. Sieben schwarze Liebhaber der Muse Terpsychore blieben übrig. Unter ihnen mußte nach Annahme der belgischen Behörden der Schuldige sein. Aber alle leugneten auf das energischste die Tat. Zwei Neger konnten ein Alibi erbringen. Es blieben nur noch fünf übrig. Nach einer nochmaligen Sichtung wurden nach und nach weitere vier, die zur Zeit des Mordes noch gar nicht in Antwerpen gewesen waren, auf freien Fuß gesetzt. Den letzten armen Teufel behielt man. Der gesuchte Mörder war gefunden.

Da stellte sich jedoch heraus, daß dieser Schwarze amerikanischer Staatsbürger war.

Der Konsul der Vereinigten Staaten interessierte sich für die sonderbaren Justizmethoden der Antwerpener Behörden, legte Beschwerde bei der belgischen Regierung ein und erreichte es schließlich, daß sein Schützling den Mauern des Gefängnisses entrinnen konnte.

Nun waren keine Neger mehr da, und die Antwerpener Staatsanwaltschaft stellte das Verfahren ein. Die Leidensgeschichte des letzten Negers war damit aber noch keineswegs beendet. Im Gegenteil, sie fing jetzt erst an. Er kam auf den unglückseligen, allerdings naheliegenden Gedanken, Antwerpen, die Stadt des Unheils, sobald als möglich zu verlassen. Das erste beste Schiff benutzte er, um in seine Heimat zurückzukehren, in die Vereinigten Staaten, deren Vertreter er seine Freiheit zu verdanken hatte.

In der kleinen Stadt im Westen der U. S. A., die der Neger nun aufsuchte, hatte man unglücklicherweise schon von dem Vorfall in Belgien gehört. Als der Neger den Zug verließ, erwartete ihn auf dem Bahnhof eine nach Hunderten zählende Menschenmenge. „Er hat eine Weiße ermordet!" schrie man, „an die Laterne mit ihm!" — Der Pöbel tobte und schrie; das Zugpersonal war machtlos. Man ergriff den armen Neger von Antwerpen und hängte ihn ohne viel Federlesens auf.

Diesmal kümmerte sich keine amerikanische Behörde um ihn. Die Polizei sah dem Lynchgericht tatenlos zu. Der Fall war wenig interessant. Es war ja auch nur ein Neger!

B. M. B.

Edison nicht der Erfinder der Glühlampe.

In diesen Tagen ließ der elektrotechnische Verein Hannover am Geburtshaus des Erfinders der Glühlampe eine Gedenktafel und eine Glühlampe, die immer leuchten soll, anbringen; denn nicht der deshalb viel gefeierte Thomas Edison ist der Erfinder dieses Beleuchtungsgegenstandes, sondern der in Springe bei Hannover geborene Deutsche Heinrich Goebel. Bereits fünfundzwanzig Jahre früher als Edison führte Goebel den Neuyorkern seine Erfindung vor. Sein Urheberrecht mußte daher sogar von einem amerikanischen Gericht anerkannt werden. Leider hat er aber den Wert seiner Erfindung verkannt; denn die beiden Glühlampen, die er an einen Wagen montiert hatte, mit dem er allabendlich durch die Neuyorker Straßen fuhr, dienten ihm nicht zu Beleuchtungs-, sondern zu Reklame- und Werbezwecken. Den Betriebsstoff für die Lampen nahm Goebel aus mehreren Elementen, die er selbst zusammengestellt hatte; denn die Dynamomaschine Werner von Siemens war damals noch nicht erfunden.

Ein Baby wiegt 600 Gramm.

Als das winzigste Kind, das jemals von normalgroßen Eltern gezeugt wurde, gilt ein ungarisches Baby Manci B., das die Aufmerksamkeit der Aerztewelt fesselt. Als Manci, das Töchterchen eines jüdischen Schmiedes, in einem Budapester Säuglingsheim das Licht der Welt erblickte, stellte man fest, daß dieser sonst wohlausgebildete Liliputsäugling nur 600 Gramm wog. Dieses Gewicht verringerte sich in den ersten Lebenstagen noch bis auf 550 Gramm, aber die Kleine wurde durch Blutübertragung von ihrer Mutter und ihrem Vater am Leben erhalten. Im Alter von drei Wochen betrug Mancis Größe 12½ Zoll. Aber dann entwickelte sich die winzige Dame sehr befriedigend und ist heute der Stolz des Säuglingsheims, in dem sie geboren wurde; freilich ist ihre Größe noch weit von der normalen entfernt, und sie ist ein kleines Wunder, das nach einer Meldung des „Pester Naplo" in der nächsten Sitzung des Budapester Aerztevereins vorgeführt werden soll.

Das menschliche Leben.

Eine chinesische Legende von **W. Karrik.**

Als der Herrgott die Welt erschaffen hatte, kam der Mensch zu ihm und sagte:

„Du hast mich als Menschen geschaffen, o Herr! Sage mir nun, wieviel Jahre ich leben werde, wie ich leben, wovon ich mich erhalten und wie ich arbeiten soll?"

Da sagte der Herrgott:

Du wirst dreißig Jahre leben; essen sollst du alles, was dir schmeckt. Deine Arbeit wird darin bestehen, daß du über alle Erdengeschöpfe herrschen wirst."

„O Herr!" sagte der Mensch. „Ich danke dir für den angenehmen Anteil, der mir geschenkt wurde. Aber du hast mir nur wenige Jahre zum Leben gegeben."

Der Herrgott lächelte.

„Gehe fort von hier, stelle dich dort in die Ecke, wir werden dann noch miteinander sprechen."

Dann kam der Stier zu Gott:

„Du hast mich als Stier geschaffen, o Herr! Sage mir jetzt, wovon ich mich ernähren soll, worin meine Arbeit bestehen wird, und wie lange ich leben werde?"

„Siehst du den Menschen, der in der Ecke sitzt? Er wird über dich herrschen. Zum Fressen wirst du Heu und Stroh bekommen, und leben wirst du dreißig Jahre."

Der Stier erschrak:

„O Herr, ich werde kein schönes Leben haben, du hast mir auch viel zuviel Jahre zum Leben beschieden. Nimm einige von ihnen zurück."

Als der Mensch, der in der Ecke saß, dies hörte, flüsterte er dem Herrgott zu:

„Nimm dem Stier einige Jahre weg und gib sie mir!"

Der Herrgott schmunzelte und sagte:

„Wohlan, ich werde dem Stier zwanzig Lebensjahre abnehmen, du kannst sie deinen dreißig Jahren beifügen. Du wirst also fünfzig Jahre leben."

Der Hund kam:

„O Herr, dein Wille hat mich als Hund geschaffen. Wieviel Jahre sind mir bestimmt, welche Arbeit muß ich verrichten und womit werde ich mich ernähren?"

„Siehst du den Menschen dort in der Ecke? Er wird dein Herr sein; fressen wirst du die Knochen und die Abfälle von seinem Tische, du wirst sein Vermögen bewachen, und dein Leben wird dreißig Jahre dauern."

Der Hund erschrak:

„Ein sehr schlechtes Leben. Zu viele Jahre hast du mir beschieden, o Herr! Wenn es doch abgekürzt werden könnte!"

Als der Mensch in der Ecke dies hörte, flüsterte er dem Herrgott zu:

„Nimm einen Teil seiner Lebensdauer und gib ihn mir!"

Der Herrgott lächelte:

„Dein Wille geschehe. Dir, Hund, werde ich zwanzig Jahre wegnehmen, dir Mensch, werde ich zwanzig zulegen."

Und so kam es, daß der Hund zehn und der Mensch siebzig Jahre lebt.

Nur die ersten dreißig Jahre lebt der Mensch sein menschliches Leben: er arbeitet nach Kräften, erfreut sich seines Daseins, er ist lustig und amüsiert sich. Die nächsten zwanzig Jahre lebt der Mensch ein Ochsenleben: er arbeitet über die Kräfte, häuft Reichtümer an, er gibt sich Mühe, recht viel für das Alter zusammenzuraffen. Und die letzten zwanzig Jahre lebt der Mensch ein Hundeleben: was er zusammengerafft hat, bewacht er ängstlich, er gibt niemandem etwas davon; das Leben freut ihn nicht mehr, er ist nur darauf bedacht, daß ihm nichts genommen werde und daß ihn niemand beleidige . . .

(Deutsch von S. Silbermann.)

Böses getan. Aber hatte er ihr Gutes getan? Hatte er je mehr als das Nötigste mit ihr gesprochen, seitdem die ersten heiteren Wochen nach der Hochzeit verrauscht waren? Hatte er sich je Zeit genommen, ihre Hand in der seinen zu halten — hatte er je mit ihr ein bißchen getändelt und gespielt? Oder ihr ein unvermutetes Geschenk gemacht, ein buntes Tuch zum Geburtstag, einen kleinen Schmuck zu Weihnachten?

War er einmal — oh, nur ein einziges Mal — mit ihr ein bißchen leichtsinnig, ein ganz klein wenig übermütig gewesen? Oder gar, was man verliebt nennt?

Nein, das alles hatte er nicht getan, das alles war nicht gewesen. Er hatte ja keine Zeit gehabt. Er hatte gearbeitet und sie hatte gearbeitet, man hatte gerackst und gewerkt und geschuftet — und niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß hier an seiner Seite eine Frau hinwelkte und verblühte, die einmal ein schönes und frisches Mädchen gewesen war. Immer hatte er ihr von dem sorglosen Alter, um das er kämpfte, gesprochen, immer von ihrer Zukunft geredet, die ein einziger Ruhetag sein würde. Und die Gegenwart hatte er darüber vergessen; ja, nicht einmal bemerkt hatte er es, wie die Jahre mit grausamer Hand das Gesicht der Frau umformten, bis es hart und streng und ernst geworden war, bis das Lachen verschwand und das frohe Leuchten der Augen. Hatte sie nicht einmal singen können, die Maria, hell und frisch frisch wie ein Vogel? Dunkel erinnerte er sich daran — es mußte sehr lange her sein, seit sie es zum letzten Male getan.

Was war das nun mit dem genießerischen Alter, davon er ihr so oft gesprochen? Sie sagte, sie werde sterben — und es würde wohl so sein. Und wenn sie trotzdem lächelte — jetzt verstand er es wohl. Ihr Leben war so schwer, so voller Mühe gewesen, nun war sie froh, glaubte er, daß sie davon erlöst wurde. So war es! Der Bauer wußte es jetzt, und sein Kopf sank ihm auf die Brust.

„Klaus", sagte die Frau wieder, und es schien ihm, als lese sie in seinem Herzen. „Weißt du noch, damals? Wir hatten ein Kind. Ein Knabe war es. Und was er für feine blonde Härchen hatte. Dieter hieß er und war ein so liebes Kind. Er ertrank, ehe er zwei Jahre alt war, im Bach hinter dem Dorf, dort wo die drei Birken stehen. Ich werde ihn wiedersehen, meinen Dieter, bald."

Klaus schluchzte heftig. Oh, Dieter, ja, es war alles so lange her. Er hatte so schrecklich geweint damals, es ging ihm so nahe. Aber dann hatte er das Kind vergessen — über seiner Arbeit.

„Ich werde ihn wiedersehen, bald", flüsterte die Sterbende nochmals und lächelte noch immer. Sie hielt die Hand des Mannes fest, als brauche sie einen Halt für den letzten schweren Kampf. Er wagte sich nicht zu rühren durch viele Stunden. Aber dann wurde es gar kein Kampf. Und sie verlosch mit einem leise hingehauchten Wort, das wie „Klaus" klang, und mit diesem merkwürdigen, wunderlichen Lächeln. Wie ein Licht endlich doch verbrennt.

Der Bauer saß an ihrem Lager, bis der graue Morgen frostig ins Zimmer blickte. Da erhob er sich schwerfällig und verließ das Haus. Er ging durch das schlafende Dorf mit den Schritten eines halb Trunkenen. Aber der frische Hauch des Morgenwindes, der seine Stirne wohltuend kühlte, wirkte ernüchternd und beruhigend. Er kam an die Brücke hinter der Kirche — scheu blickte er nach dem Friedhof hinüber. Die weißen, fahlschimmernden Kreuze, die zwischen Lebensbäumen und Tannen hindurchlugten, ließen ihn erschauern. Auf dem Holz der primitiven Brücke verursachten seine Schritte einen dumpfen, nachhallenden Ton. „Wie Hammerschläge auf einem Sarge" mußte er denken und wischte mit dem Handrücken über seine alten, weitsichtig gewordenen Augen. Es war wohl die eben in Blut und Feuer aufgehende Sonne, die ihn blendete.

Er schleuderte jetzt am Ufer des Baches entlang, durch Wiesenschaumkraut und Lattich und die dunklen, saftgrünen Blätter des Hahnenfußes und der Sumpfdotterblumen. Endlich kam er an die Gruppe der drei Birken. Die Blätter der weißschimmernden Bäume zitterten in einem nicht merkbaren Wind, wobei sie ein wisperndes Geräusch verursachten. „Sie frieren wohl, diese Birken" dachte Klaus — und dann wunderte er sich, daß sie noch immer hier standen. Er hatte sie so lange nicht gesehen — seit Dieters Tod wohl nicht mehr. Ueberhaupt, ihm war dies alles fremd wie eine andere Welt. Sein Acker lag auf der anderen Seite des Dorfes und nie war er hier mit Marie spazieren gegangen. Er hatte ja keine Zeit dazu. Er mußte fleißig sein und arbeiten — indes das Leben bunt und süß und fern an ihm vorüberglitt.

Der Bauer ließ sich in dem hohen Riedgras nieder. Er barg den Kopf in den Fäusten und starrte mit brennenden Augen in das Wasser, das klar und murmelnd und geschwätzig über Kiesel und Baumwurzeln hüpfte. Jetzt sah er Dieters Gesicht ganz deutlich, sah ganz genau dies kleine, frohe, süße Lebewesen vor sich. Daß er den Jungen jemals vergessen konnte!

„Hier also war es", grübelte er. „Hier hat er gespielt — vielleicht hat ein schwimmendes Blatt, eine vorbeitreibende Blüte ihn gelockt. Er hat sich vornüber geneigt, um danach zu greifen. Und dann ist er hineingestürzt in das Wasser — und ertrunken."

Er schauderte. War es nicht eigentlich immer so im Leben? Wenn man nach irgend einem Ziel greift, wenn man es fast schon mit den Händen berührt, dann ertrinkt man? War nicht auch sein Leben so gewesen, daß er das Glück der Gegenwart opferte um eines zukünftigen Glückes willen, das ihm nun nie, nie mehr blühen würde?

Es war schon hoher Vormittag, als Klaus ins Dorf zurückkehrte. Er besorgte das Notwendige beim Pfarrer, beim Schreiner, der den Sarg herstellen sollte. Den Rest des Tages verbrachte er bei der Toten .

Einmal, in der Nacht, trat er vor die Tür. Er blickte angestrengt hinüber, dorthin, wo die drei Birken standen. Aber es war zu dunkel, er konnte sie nicht erkennen. Kopfschüttelnd ging er wieder ins Haus zurück.

Am Freitag folgte das halbe Dorf dem Sarge. Das Gesicht des Bauern war ernst und steinern, doch das Gehen wurde ihm schwer.

Der Pfarrer hatte als Text das Bibelwort gewählt: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen." Alles war tief ergriffen und erschüttert. Sie hatte zeitlebens nur Freunde gehabt im Dorf, die Maria Hendricks. Doch hatte sie es wohl nicht gewußt.

Der Pfarrer war selbst gerührt. Er sprach von dem stillen, tätigen Leben dieser Frau. Und dann sprach er von Gott. „Gott ist gnädig und barmherzig", sagte er „und seine Güte währet ewiglich." In diesem Augenblick ertönte ein gellendes Lachen, höhnisch, schrill, daß die Leidtragenden erblassend zusammenfuhren. Man glaubte, es sei die Stimme von Klaus — doch mußte man sich wohl getäuscht haben. Denn da man ihn ansah, stand er stief und still, und die Tränen rannen über sein unbewegliches Antlitz wie ein Strom.

Liegt das Geld auf der Straße?

Roman von Otfried von Hanstein

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Ich habe doch dem Herrn Kommissar gesagt — —"

„Er nennt mich immer Kommissar."

„Schon gut, Schreiber. — Können Sie mir beschreiben, wie der Herr aussah?"

„Er war ein sehr eleganter Herr, der Herr Oleck, und hatte einen kurzen Schnurrbart und schwarze Haare, die an den Schläfen schon ein wenig grau waren, und hatte eine kleine Narbe über dem rechten Auge."

Schlüter hätte jubeln können.

„War es dieser Mann?"

Er wies ihm die Photographie.

„Ja, er war's."

„Und wann hat er Ihnen die Juwelen gegeben?"

„In der Nacht, eine Stunde vor meiner Abfahrt."

„Sehr gut; ich danke Ihnen."

Herr Adam Mischek war etwas enttäuscht, wie sich die beiden Beamten grußlos empfahlen und die Tür hinter ihnen wieder geschlossen wurde.

Doktor Schlüter rieb sich die Hände.

„Jetzt kommt der Schlußstein."

Er telegraphierte.

„Kasimir von Oletzki, Warschau, Hotel de Rome. Sofort nach K. kommen. Hotel Post. Bin dort. Juwelen gerettet. Bringe Ihnen das Geld. Mischek."

Dann fuhr er zum Kommerzienrat, und Schreiber beförderte noch eine Anzahl weiterer Depeschen.

Es dauerte wieder zwei Tage. Doktor Schlüter war abermals verreist. Fritz Wehn war auf Schlüters Bitte in dem Fremdenzimmer des Kommerzienrats einquartiert; der Vater wußte nichts von seiner Rückkehr. Ilka Senden wohnte auf des Kommerzienrats Kosten im Hotel. Wer das Gugenheim vor acht Tagen gesagt hätte!

Doktor Schlüter aber saß in K. auf dem Polizeibureau

Eine Ordonnanz vom Bahnhof kam.

„Oletzki ist eben angekommen und nach dem Hotel gegangen."

„Vorzüglich! Eigentlich war die Depesche ja ein Wahnsinn gewesen; wie konnte der Mann glauben, daß Mischek so offen depeschierte!"

Herr von Oletzki war etwas nervös; die Depesche war eben zur Zeit gekommen. Er hatte sich überlegt, daß er von Warschau fort mußte. Ein Brief, den er von Gibson erhalten hatte, machte ihn stutzig; die Sache schien herauszukommen, er wollte am liebsten verschwinden, so lange es noch Zeit war.

Das Telegramm fand ihn bei gepackten Koffern; sein Paß war in Ordnung.

„Hat ein Herr Mischek nach mir gefragt?"

„Jawohl. Er war schon öfter hier."

„Wo wohnt er? Hier im Hotel?"

„Ich weiß nicht, wo er abgestiegen ist; er kommt alle Tage ein paarmal."

Oletzki war vergnügt. Mischek war da; da bekam er Geld!

Er brauchte nicht lange zu warten. als der Kellner meldete: „Herr Mischek ist da."

„Er möchte heraufkommen."

Doktor Schlüter hatte sich dem Hotel gegenuber Mischek genannt.

Jetzt trat er in das Zimmer.

„Guten Tag, Herr von Oletzki."

„Aber — —"

„Sie wundern sich? Ich bin allerdings nicht Herr Adam Mischek, sondern der Kriminalkommissar Doktor Schlüter aus Berlin. Die Depesche, auf die Sie hereingefallen sind, stammte von mir."

Oletzki wurde kreidebleich; er fand kein Wort.

„Nun also, wir wissen, daß Sie mit dem Schmuggler Mischek unter einer Decke stecken. Wir wissen auch, daß Sie die zweihunderttausend Mark unterschlagen haben, die Sie Herrn Wehn zahlen sollten Wir wissen, wie Sie sehen, alles; das einzig Richtige ist, Sie legen sogleich ein umfassendes Geständnis ab."

Oletzkis Zähne schlugen aufeinander; er sank in einen Stuhl.

„Nicht wahr, Sie machen keinen törichten Versuch, zu leugnen?"

Oletzki schwieg.

„Das ist vernünftig. Man wird es bei dem Strafmaß berücksichtigen. Nun seien Sie auch weiter klug. Erzählen Sie, wie das in der Nacht geschah Wir wissen es schon Herr Wehn, Fräulein Senden, sie sind alle in unserer Hand, und zudem hat Sie ein Polizist gesehen."

„Aber es war doch niemand auf der Straße, wie ich heraustrat."

Ein gewiegter Verbrecher war Oletzki nicht; er hatte sich verraten, und Doktor Schlüter verstand.

„Wie Sie aus dem Bankgeschäft traten? Natürlich, ein Schutzmann stand in der nächsten Haustür."

„Ich wollte das Geld nicht behalten, ich wollte — ich habe die Quittung zufällig auf dem Pult gesehen."

„Aber dann sind Sie doch regelrecht eingebrochen."

„Aber nein, ich bin doch nur Wehn und der Senden nachgefahren Sie wissen, ich wollte sie mit mir nehmen; ich war eifersüchtig auf Wehn, ich fuhr hinter ihnen her, ich sah, wie sie in das Bankgeschäft eintraten, ich dachte, Wehn wollte Geld aus dem Schrank nehmen und mit der Senden durchbrennen Ich war sinnlos vor Wut, da merkte ich, daß die Tür offengeblieben war. Wehn hatte in seiner Verliebtheit nicht ordentlich zugeschlossen — ich ging leise hinterher, ich hörte die beiden im Nebenzimmer sprechen, ich wäre am liebsten hineingesprungen und hätte sie niedergeknallt; aber ich überlegte mir, daß ich dann verloren war; so schlich ich zurück und stieß an ein Pult — der Mond schien etwas in den Laden, oder war es eine Laterne, da sah ich zufällig auf dem Tisch die Quittung Ich wollte mich rächen, ich überlegte nicht weiter, ich steckte sie ein und machte, daß ich hinauskam; aber da habe ich doch niemanden auf der Straße gesehen."

„Da haben Sie wohl die Tür so laut zugeschlagen? Herr Wehn glaubte, es sei der Wind."

„Das tat ich mit Absicht; sie sollten aufschrecken aus ihrer Verliebtheit."

„Sehr gut, und was taten Sie mit dem Geld?"

„Ich wollte es nicht unterschlagen. Ich wollte es Wehn nach ein paar Tagen schicken, er sollte nur Angst ausstehen; das ist die Wahrheit."

„Aber — —"

„Ich traf auf der Straße den Mischek.

„Mit dem Sie wohl schon längere Zeit in Verbindung standen."

„Herrgott, man muß doch leben."

Schlüter lächelte.

„Und — das Geld liegt auf der Straße!"

Oletzki sah ihn verständnislos an, und der Kommissar fuhr fort: „Dann also trafen Sie Ihren Freund Mischek?"

„Erlauben Sie, Freund?"

„Also Sie trafen Herrn Mischek und gaben ihm das Geld, das Sie nach ein paar Tagen Herrn Wehn schicken wollten?"

„Nein, aber Mischek hatte mir schon vor Tagen von einem großen Geschäft gesprochen; er wollte Juwelen kaufen und den Gewinn in Polen oder Rußland verwenden."

„Schmuggeln."

Oletzki beobachtete den Einwurf nicht.

„Er bot mir an, mich gegen sehr hohen Gewinn zu beteiligen. Ihm fehlten zweihunderttausend Mark, um noch einen Posten zu kaufen. Wie ich in jener Nacht, außer mir vor Wut und Eifersucht, durch die Friedrichstraße lief, kam mir Mischek in den Weg Herrgott, er versprach mir, er wäre in drei Tagen in Warschau, er wollte mir das Doppelte der Summe zurückgeben; ich war froh, daß ich sie nicht bei mir behielt. So viel war mir doch Wehn für den Verrat schuldig, daß er mir sein Geld acht Tage lieh; hätte es geklappt, wäre Mischek gekommen, ich hätte es ihm von Warschau überwiesen."

„Ich danke Ihnen, Herr von Oletzki; es war vernünftig, daß Sie Ihr Gewissen erleichterten. Natürlich muß ich Sie wegen Diebstahls und Unterschlagung verhaften."

„Aber ich habe mir das Geld doch nur geborgt; ich habe nur einen dummen Streich gemacht."

Schlüter lächelte fein.

„Mein Lieber, im Grunde genommen ist jedes Verbrechen ein dummer Streich und jeder Diebstahl nichts wie eine Anleihe, freilich ohne die erforderliche Einwilligung des Verleihers; das Gesetz hat nur etwas härtere Namen dafür."

* * *

In demselben Zuge, in dem der Kommissar mit seinem Häftling saß, fuhr auch Otto Krüger nach Berlin. Die Heilung war glänzend verlaufen, und da zufällig die Krankenschwester ebenfalls nach Berlin fuhr, wagte er die Reise Nachdem die Verhaftung Mischeks und Oletzkis die Wahrheit seiner Aussagen bestätigte, hatte man die über ihn verhängte Haft aufgehoben, wenn er sich auch noch wegen des falschen Passes und des Versuchs, sich über die Grenze zu schmuggeln, vor Gericht verantworten mußte Selbst Schreiber beruhigte ihn, die Strafe würde nicht hoch werden. Er hatte ihn in K auch darüber aufgeklärt, daß Fritz Wehn in seiner Kopflosigkeit die falsche Anschuldigung wegen der hunderttausend Mark gegen ihn erhoben hatte.

„Es steht Ihnen natürlich das Recht zu, gegen Herrn Wehn wegen falscher Beschuldigung Anklage zu erheben."

Otto Krüger lächelte matt.

„Nein, Herr Kommissar. In Wirklichkeit bin ich ja an allem Unglück schuld, das Herrn Wehn betroffen hat, und es ist ja gut ausgegangen."

Schlüter hatte als Mensch gehandelt; auch diese letzte Tat Krügers überzeugte ihn, daß der Kern gut war. Er hatte an Anna Schröder telegraphiert, und sie war an der Bahn, als er ankam.

„Anna, du?"

„Du kommst natürlich zu uns; dein Zimmer ist noch bereit, ich werde dich schon wieder gesund pflegen."

„Anna, du weißt nicht — —"

„Ich weiß alles, und nun sprich kein Wort! Ein zweites Mal sollst du mir keine dummen Streiche machen, dafür werde ich schon sorgen."

Doktor Schlüter, der seinen Gefangenen zwei Wachtmeistern übergeben hatte, drückte dem guten, tapferen Mädchen die Hand.

* * *

Es war Abend, und das behagliche Zimmer des Kommerzienrats war nur noch dämmerig erhellt. Mit ausgestreckten Händen ging der Kommerzienrat dem Kommissar Schlüter entgegen.

„Ist es wahr, was Sie mir telegraphierten?"

„Fritz Wehn ist unschuldig. Oletzki hat die Quittung gestohlen."

„Erzählen Sie!"

Wie der Kommissar schwieg, drückte ihm der alte Kommerzienrat die Hand.

„Gott sei Dank!"

Er gebrauchte einige Zeit, um sich zu fassen; dann ließ er Fritz Wehn, der das Fremdenzimmer noch keine Stunde verlassen und jede Nahrung verschmäht hatte, rufen.

Fritz trat niedergeschlagen ein.

„Fritz, deine Unschuld hat sich erwiesen."

„Onkel!" Seine Nerven ließen nach und er schluchzte laut auf.

Am nächsten Morgen hatte Gugenheim eine lange Unterredung mit dem alten Wehn; jetzt sagte er ihm alles, und der alte Mann fühlte sich nachdem von schwerem Kummer bedrückt.

„Kopf hoch, lieber Freund; er ist ja mit blauem Auge davongekommen. Sie sind beide nicht schlecht. Ich denke, es wird ihm eine Lehre sein für das ganze Leben."

Und dann kam das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn — —

* * *

Eine Woche später reiste dann Fritz Wehn nach Hamburg.

„Er soll sich erst einmal anderen Wind um die Nase wehen lassen und Zeit haben, ein Mann zu werden."

So hatte Gugenheim gesprochen und ihm dann mit des Vaters Einwilligung eine Stellung in Hamburg besorgt. Eine Straftat lag nicht vor, da ja auch Krüger ihm verziehen hatte.

Der alte Wehn sagte zu Gugenheim: „Wir wollen auch für den jungen Krüger sorgen."

„Ich werde ihn in mein Geschäft nehmen; wir sind es ihm ja schuldig, uns seiner anzunehmen wegen des Steckbriefs."

Solange er noch in Berlin war, wich Fritz Wehn nicht von Krügers Bett. Er sah, wie Anna Schröder ihn pflegte; kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen, sie wußte, daß er nun nicht mehr sündigen würde. Fritz Wehn sah ihr liebes, umsichtiges Walten, er dachte an Helene und litt!

Einige Wochen später kam Helene Gugenheim weinend in ihres Vaters Zimmer.

„Aber Kind?"

„Hier, Fritz hat mir geschrieben."

Der Kommerzienrat nahm den Brief. Er enthielt eine ausführliche Beichte, ein trauriges Abschiednehmen!

„Du liebst ihn noch?"

„Vater!"

Sie hing schluchzend an seinem Halse.

„Wir wollen sehen, ob er in Zukunft Wort hält. Mancher wurde nach einer leichsinnigen Jugend ein tüchtiger Mensch."

„Und dann, Vater — —?"

„Ich sagte dir, wir wollen abwarten. Wenn du verzeihen kannst, ich will doch nichts als dein Glück, aber erst muß ich Garantien haben, daß er dich auch verdient."

So kam es, daß Fritz Wehn nach einigen Tagen ein kurzes Briefchen von Helene in der Hand hielt, ein Briefchen, das ihm Hoffnung gab; und Hoffnung verleiht Kraft!

Mischek und Oletzki aber gingen ihrer Strafe entgegen. Zwei der vielen, die zugrunde gehen, weil es ihnen zu lockend erscheint, das „Geld, das auf der Straße liegt".

Ende.

Bismarcks erste Jugendliebe.

Von
Karl Perkiold.

(Nachdruck verboten.)

In seinem 26. Lebensjahre unternahm Bismarck eine Reise durch das Land Tirol. In dem schönen Tal von Ulten lernte er das bildhübsche Töchterlein eines Tiroler Bauern kennen, die er trotz Kneipereien nie wieder in den folgenden Jahren vergessen konnte. Er war „grenzenlos" in das hübsche Wirtstöchterlein verliebt. Aber Josepha Holzner durfte seine Liebe nicht erwidern, da der Vater Holzner es nicht duldete, daß sich sein Töchterlein um die Hand eines „preußischen protestantischen Junkers" bewerbe. Bismarck mußte alle möglichen Kniffe anwenden, um sich wenigstens heimlich mit Josepha treffen zu können. War es den beiden Verliebten gelungen, unbemerkt einige Stunden allein zu sein, dann stiegen sie auf die herrlichen Bergeshöhen und träumten in die schweigende Bergeswelt hinein. Bismarck selbst schrieb einem seiner Studienfreunde daß er kein anderes Mädchen heiraten werde als seine Josepha wenn es auch nur ein Bauernmädchen sei. An einem Herbstabend wanderte Bismarck mit Josepha wieder auf jene Höhe von der der Ausblick ins Tal so schön ist. Ergriffen faßte er Josephas Hände und blickte voller Zärtlichkeit in die tiefdunklen Augen, in denen er sein Glück fand. „Im nächsten Frühling komm ich wieder und bringe dich auf meinen Gutshof. Du mußt mein Weib werden!"

Und der junge „Junker" kehrte überglücklich nach Hause zurück. Er trug in seinem Herzen das süße Geheimnis, daß ihn Josepha ebenso liebe. Der ganze Gutshof wurde neu hergerichtet und alles für den Empfang seiner Braut bestellt, als die Bäume wieder zu grünen begannen und die ersten Frühlingsblumen blühten. Bismarck reiste in das stille Ultener Tal. In ihm war alles Hoffnung und Glück

Und doch kam es anders - -

Daß er mit der größten Enttäuschung seines Lebens zurückkehren sollte, hätte er nie geahnt. Er traf Josepha nicht glückstrahlend an — ein zusammengebrochenes, weinendes Mädchen stand vor ihm. „Otto, ich darf dich nicht heiraten! Mein Vater leid't es nicht, daß ich einen Protestanten nehme!"

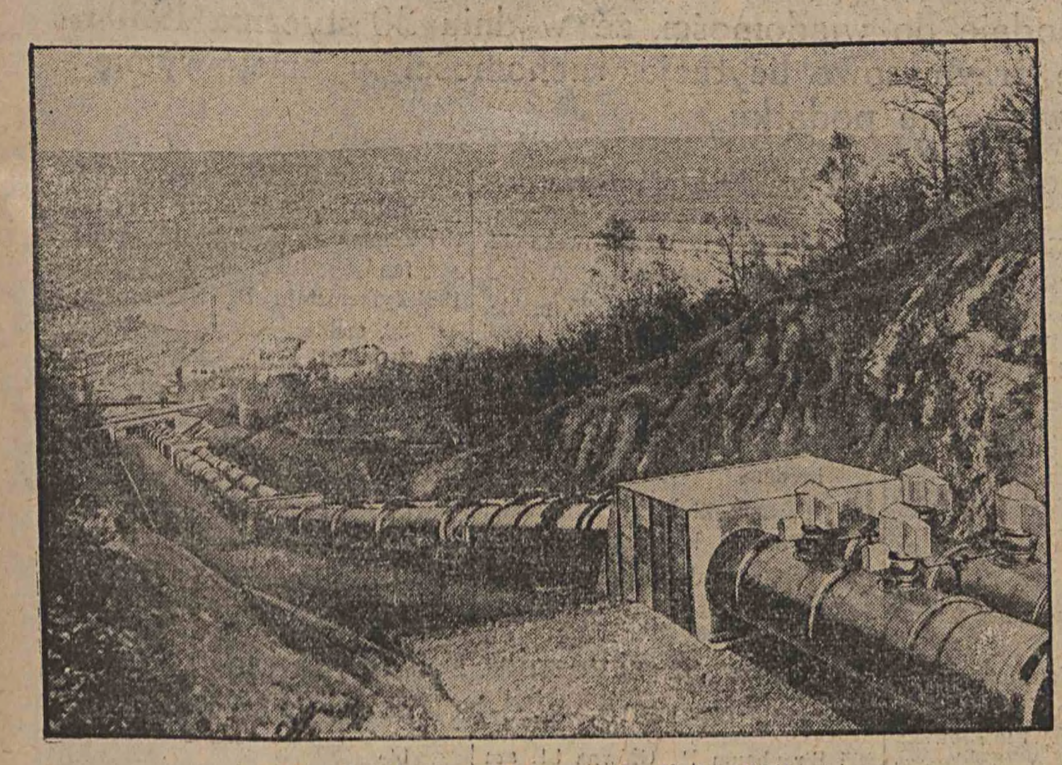
Bismarck ging zum Vater Holzner, aber all sein Bitten und Flehen und Fordern konnte das Herz des Tiroler Dickkopfs nicht erweichen. Bismarck mußte ohne seine Josepha heimkehren.

Nach Jahren, als Bismarck der große Staatsmann geworden war, reiste er in einer wichtigen Aktion nach Bad Gastein. In Salzburg suchte er auf dem Kirchhofe das Grab Josephas auf, die als die Gattin eines Gemeindebeamten früh die Augen geschlossen hatte. Niemand pflegte das Grab, keine Blumen schmückten es — nur wilder Efeu schlängelte sich an dem bescheidenen Grabstein empor, in den der Name der Verstorbenen eingemeißelt ist:

„Josepha Schmidt, geb. Holzner."

Die Zeitung im Bild





Pumpspeicherwerk Niederwartha fertiggestellt.

Krafthaus und Röhrenleitung des Tal-Abschnitts des Pumpspeicherwerks.

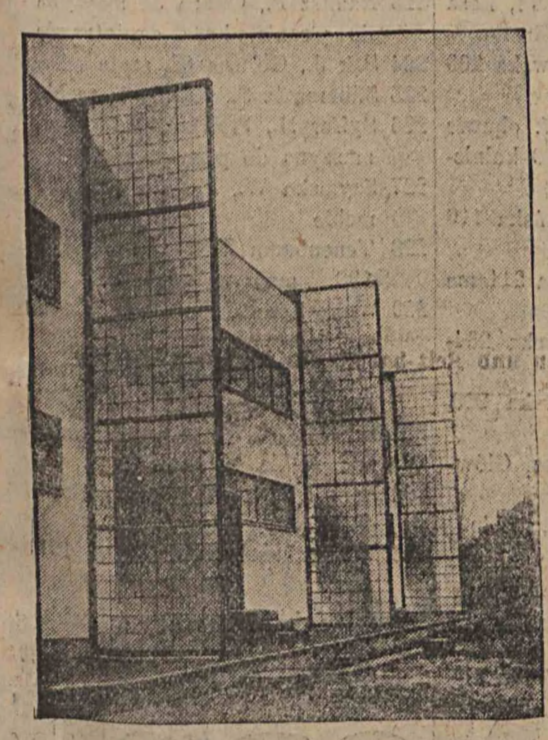
Nach fünfjähriger Arbeitszeit ist nun das Pumpspeicherwerk Niederwartha an der Elbe fertiggestellt worden. Es soll zur Aufspeicherung von Ueberschußenergien für die Großkraftversorgung dienen und ist eine der größten Anlagen seiner Art in Europa.



Aus der Ausstellung „Deutscher Lebenswille".

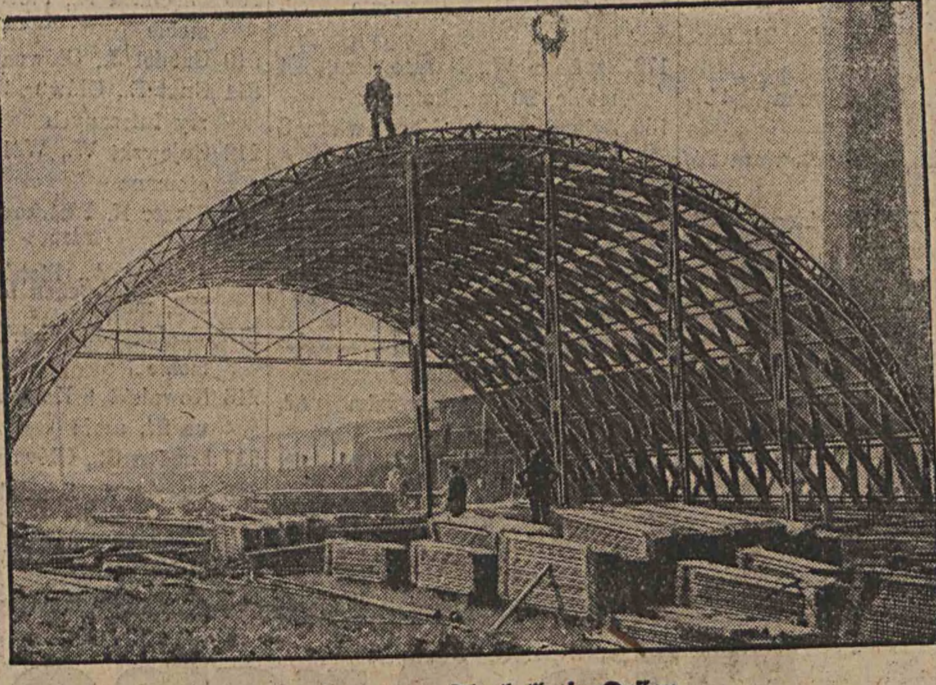
Hindenburg- und Ebertbüste von K. S. Isenstein.

Die soeben in Berlin eröffnete Ausstellung „Deutscher Lebenswille", die die Entwicklung Deutschlands in der Nachkriegszeit in Wort und Bild darstellt, zeigt zwei künstlerisch hervorragende neue Büsten der ersten deutschen Reichspräsidenten Ebert und Hindenburg, die Deutschland in seinen schwärzesten Tagen zum Wiederaufbau und zu neuem Aufstieg führten.



Die neuen Stahl-Hausbauten

am Berliner Breitenbachplatz mit gläsernen Windfängen zwischen den einzelnen Häusern fallen ganz aus dem Rahmen des gewohnten Straßenbildes. Glas und Stahl, das Material des modernen Häuserbaus, werden in absehbarer Zeit dem Gesicht der Weltstädte ein neues Gepräge geben.



Bau der neuen Flughalle in Dessau,

die einen tonnenmäßig gewölbte Eisenkonstruktion aufweist. Die Junkerswerke haben den Auftrag zur Errichtung einer ebensolchen Halle für den Londoner Flugplatz Croyden erhalten.



Schneller als ein D-Zug.

Gustav Lantschner-Innsbruck (links), der akademische Skiweltmeister, und Otto Lantschner liefen bei den St. Moritzer Kilometerrennen die phantastische Geschwindigkeit von über 105 Kilometer, schneller also, als Deutschlands schnellster D-Zug.



70. Geburtstag der berühmten „Lindenwirtin".

Die in unzähligen Studentenliedern besungene „Lindenwirtin, die junge" in Godesberg am Rhein, Frl. Aennchen Sibillia Schumacher, feiert am 24. Januar ihren 70. Geburstag. Sie ist heute nicht mehr Besitzerin des berühmten Gasthofes; die Lindenwirtin lebt vom bescheidenen Ertrag ihrer Liederbücher. — Unser Bild zeigt die vielbesungene Gaststätte in Godesberg am Rhein.



Botschafter Shurman nimmt Abschied vom Grabe Stresemanns.

Botschafter Shurman, der infolge seiner Abberufung nun aus Deutschland scheidet, am Grabe Stresemanns, mit dem er eng befreundet war.

PRZYMUSOWE LICYTACJE

Magistrat m. Łodzi—Wydział Podatkowy—niniejszem podaje do wiadomości, że w dniu 30 stycznia 1930 r między godz. 9-tą rano a 4-tą po południu odbędą się przymusowe licytacje ruchomości u niżej wymienionych osób za niewpłacone podatki:

118 Altman S., Piotrkowska 76 kredens
119 Bornsztein H., Kamienna 17, meble
120 Burakowski D., Narutowicza 24, lustro
121 Birke A., Piotrkowska 22, 10 sztuk towaru wigonjowego
123 Bławat B., Piotrkowska 82, pianino
124 Czarnobrody I., Narutowicza 7 meble
125 Chelermer F., Zawadzka 50, meble
126 Dawidowicz E., Piotrkowska 34, przybory żelazne
127 Dobranicki H., Piotrkowska 42 bibljoteka, meble
128 Dziadek Ch., Piotrkowska 58, maszyna do szycia, meble
129 Eizner Z., Gdańska 77, kredens
130 Edelist H., Gdańska 68, meble
131 Endwejs A., Piotrkowska 60, meble
132 Erlichman M., Gdańska 30, meble
133 Futerman Ch. M., Narutowicza 7, garderoba
134 Flatt L., Narutowicza 5, garderoba, lustro
135 Fiszlewicz M., Piotrkowska 20 garderoba, 3 obrazy
136 Ferster J., Piotrkowska 46, meble
137 Frenkiel Ab., Piotrkowska 92, zegar
138 Godes A., Gdańska 37, biurko, stół, 2 fotele
139 Grodzieński I., Gdańska 61, meble
140 Grünfeld L., Gdańska 35, meble
141 Gebet P., Piotrkowska 114, meble, maszyna gabinetowa
142 Gepner J., Piotrkowska 17, meble. żyrandol
143 Grossman W., Narutowicza 4, meble
144 Herszman L., Narutowicza 23, meble
145 Hildenheim W., Zawadzka 49, pianino
146 Herman S., Piotrkowska 22, meble
147 Janowski I., Gdańska 37, zegar, maszyna do szycia, kredens
148 Jakubowicz B., Piotrkowska 34, szafa
149 Klajnplac H., Piotrkowska 34, 50 mtr. weluru
150 Kowalski J., Piotrkowska 46, kasa ogniotrwała, maszyna do pisania
151 Kapłan S., Piotrkowska 56, szafa
152 Krykus A., Piotrkowska 56, kredens, lustro
153 Kozakiewicz H., Piotrkowska 58, 1000 kg. papieru gazetowego
15 Klüger M., Piotrkowska 62, szafa
155 Lomas D., Gdańska 35, kredens, stół
156 Lewi R., Piotrkowska 84, kredens, lustro
157 Lipski J., Piotrkowska 114, meble
158 Muszyński E., Narutowicza 24, meble
159 Meissner Z., Kilińskiego 96, meble, biurko
170 Margulies i Manela, Piotrkowska 44, maszyna do pisania, 2 fotele
161 Maliniak i Wejss Piotrkowska 90, 250 mtr. cajgu
162 Myśliborski J., Piotrkowska 120, meble
163 „Nestor" Kilińskiego 95, 2 biurka, maszyna do pisania, 2 fotele
164 Oppenheim H., Gdańska 61, różne meble
165 Offenbach J., Narutowicza 6, szafa
166 Pludwiński Ch., Gdańska 57, meble, kontuar, waga
167 Płocharczyk Wł., Gdańska 17, pianino
168 Praja Z., Narutowicza 25, meble
169 „Polrat" firma, Piotrkowska 82, kredens
170 Rozencwajg E., Kilińskiego 80 meble
171 Rozental J., Kamienna 3, meble
172 Rajngold H., Piotrkowska 88, meble, maszyna do pisania
173 Romiszewski W., Piotrkowska 116, kredens
174 Ryzenberg S., Piotrkowska 28, 100 szt. swetrów
175 Repsztajn L., Piotrkowska 90, kredens
176 Szwarcman A., Gdańska 18, meble
177 Sendyk Idel, Gdańska 35, meble
178 Szpigiel J., Kilińskiego 89, meble
179 Szyfman W., Narutowicza 4 meble, 20 szt. koszul
180 Zylberberg Sz., Narutowicza 8 20 szt. walizek
181 Sendyk J., Gdańska 35, meble
182 Smolarscy B-cia, Piotrkowska 44, maszyna
183 Spiro i Abbe, Piotrkowska 48, 25 mtr. towaru
184 Szwarcberg J., Piotrkowska 50, 30 szt. kapeluszy
185 Szochet Z., Piotrkowska 62, meble, żyrandol
186 Tarkowski A., Kilińskiego 89, meble
187 Taśma S., Kilińskiego 95, meble
188 Terkieltaub W., Narutowicza 5, meble
189 Uberman L., Piotrkowska 14, 10 paczek towaru
190 Wiener N., Gdańska 35, meble, żyrandol
191 Waza A., Narutowicza 1, meble
192 Warhaft F., Piotrkowska 60, kredens
194 Warszawski H., Piotrkowska 88, meble, kasa ogniotrwała
195 Wadowicz J., Piotrkowska 90, szafa
196 Weller D., Piotrkowska 120, meble
197 Zelman J., Gdańska 18, gramofon
198 Zylbersztajn D., Narutowicza 23, meble
199 Ziembińska M., Narutowicza 24, meble
200 Zand M., Gdańska 67, kredens
201 Fuks, Piotrkowska 50, meble, maszyna do pisania
202 Frajman I., Zachodnia 33, zegar
204 Szykler M., Sienkiewicza 87, pianino

W dniu 31 stycznia 1930 r. między godz. 9-tą rano, a 4-tą po południu:

205 Birenbaum P., Główna 31, szafa
206 Bartniak J., Radwańska 49, maszyna do szycia, cukier, herbata
207 Brauer E., Wólczańska 196, meble
208 Bornsztajn B., Anny 14, kasa ogniotrwała
209 Chęciński M., Piotrkowska 209 meble
210 Cundel J., Główna 37, obuwie
211 Gnat E., Główna 9, 20 kołnierzy futrzanych
212 Gajewski W., Wólczańska 119 otomana
213 Glazer H. Piotrkowska 211 meble
214 Haertig A., Piotrkowska 234-236, meble
215 Janicki J., Piotrkowska 200, meble
216 Kowalski i Kołacińska, Główna 24, szafa
217 Landau St., Główna 6, meble
218 Librach J., Zamenhofa 35, szafa
219 Mrozowski St., Karola 21, meble
220 Morgenstern J., Targowa 37 szafa
221 Pawlak W., Kilińskiego 143, meble
222 Rybowski Sz., Kilińskiego 163 meble, maszyna do szycia
223 Ramisz P., Cmentarna 31 maszyna do pisania, kasa ogniotrwała
224 Sęk J., Główna 62, szafa
225 Silberszatz S., Karola 8, meble
226 Syffer M., Piotrkowska 187, maszyna do pisania, meble
227 Szymska W., Piotrkowska 26[illegible] meble
228 Tenenbaum L., Piotrkowska 132, maszyna szewcka
229 Wolfowicz P., Piotrkowska 192 meble
230 Wolfst T., Piotrkowska 130 meble
231 Bulkiewicz W., Piotrkowska 182, meble
232 Perkal M., Napiórkowskiego 42, biurko
233 Wojdysławski I., Gdańska 131 szafy
234 Anne J., Radwańska 4, meble